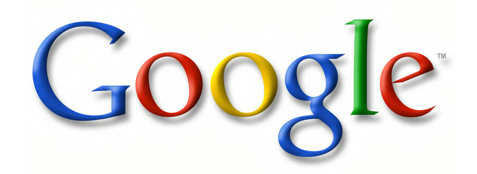
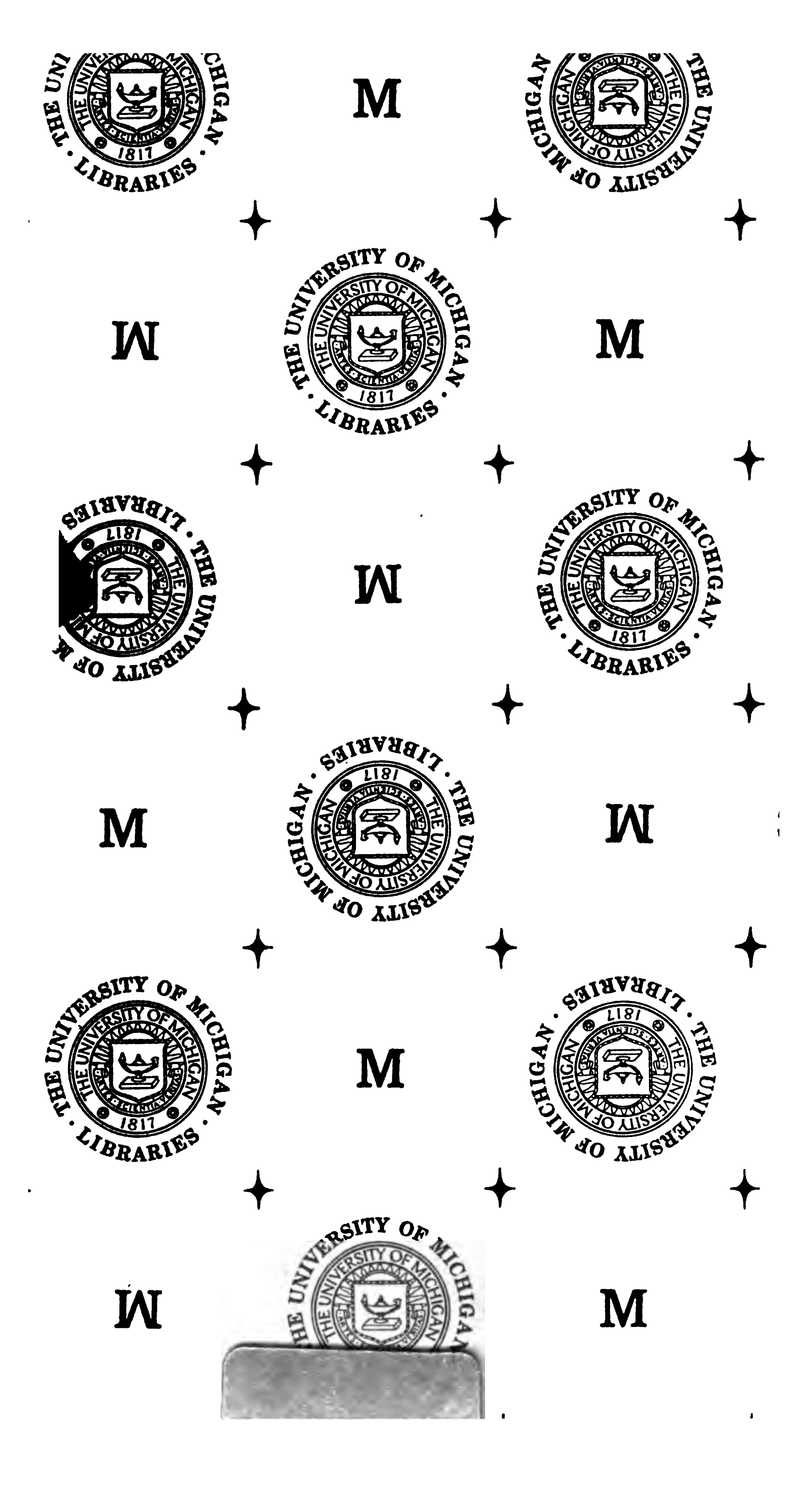
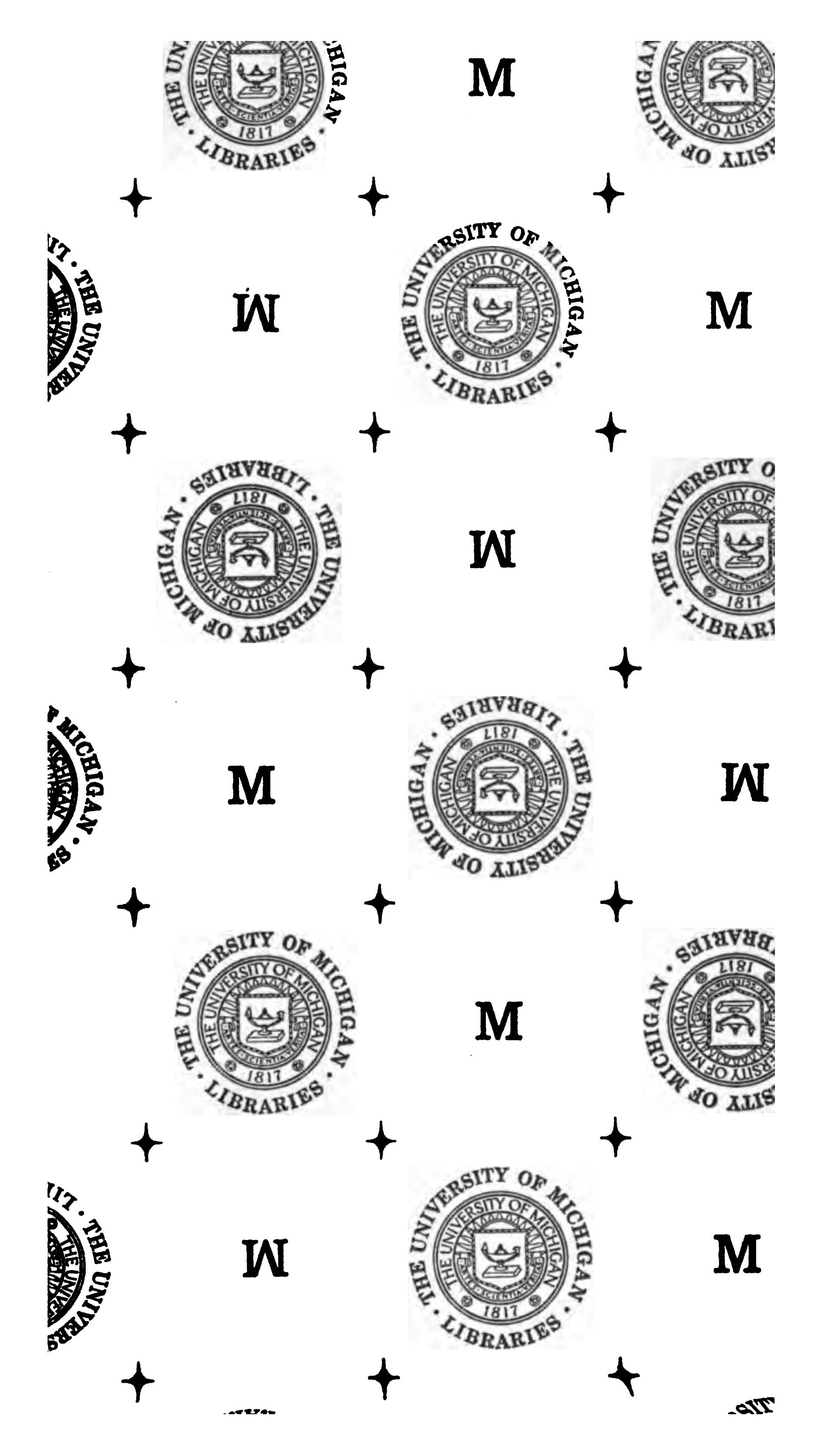

Google


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
M


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
M

# Märchen und Sagen

der

afrikanischen Neger.

---

# Märchen und Sagen der afrikanischen Neger.

Gesammelt von

T. von Held.

Mit Buchschmuck von G. Nehring

und einer Einführung von General von Liebert.



Jena 1904.
H. W. Schmidt's Verlagsbuchhandlung
(Gustav Tauscher).

# Einführung.

Dem deutschen Lesepublikum wird hier eine Probe der Ideenwelt der afrikanischen Negerstämme vorgelegt. Die Verfasserin, Fräulein Toni von Held, war zuerst in unserer ostafrikanischen Kolonie im Samariterdienst beschäftigt, jetzt ist sie seit geraumer Zeit als Lehrerin und Institutsvorsteherin in Südafrika tätig. Sie hat ihr Interesse nicht nur den Sprachen und Mundarten der verschiedenen Negerstämme zugewandt, sondern auch den Stoffen, die gegenwärtig den einzigen Inhalt der Bantuliteratur bilden, der Sagen- und Märchenwelt. Das von ihr selbst geschriebene Vorwort weist auf die verwandte Richtung der Märchen und Fabeln dieser Urvölker mit derjenigen unserer europäischen Literaturen hin; in gleicher Weise überrascht die Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Erzählungen im Norden und Süden Afrikas unter Stämmen, die nicht die mindeste Verbindung miteinander haben. Diese vergleichende Betrachtung macht die hier gebotenen Märchen so wertvoll und erhebt diese Sammlung über die bereits vorhandene von Suahelimärchen.

Eigentümlich ist den afrikanischen Erzählungen das Langatmige, Weitschweifige und Wiederholende. Gar häufig brechen sie ab ohne Schluß und erscheinen ohne

jede Pointe. Das Naturkind verlangt nur Unterhaltung; es ist dem Erzähler dankbar für die Anregung der Phantasie; das Nachdenken über die Ursache der Handlungen und gar eine Schlußfolgerung aus dem Geschehenen liegen ihm völlig fern. Mit großen leuchtenden Augen folgen die Zuhörer dem Märchenerzähler, eine Reihe bunter Bilder gaukelt an ihnen vorüber; dann legen sie sich beruhigt auf ihre Matten, um am folgenden Abend mit gleichem Interesse die nämliche Geschichte wieder zu hören. Gute Erzähler sind gesucht und erfreuen sich persönlichen Einflusses unter ihren Stammesgenossen. —

Durch zwanzigjährige Erfahrung in den Kolonien haben wir Deutschen die Einsicht gewonnen, wie unendlich wichtig es für uns ist, die Sprache, die Weltanschauung, die Sitten und Gewohnheiten, das Denken und Sinnen unserer afrikanischen Stämme kennen zu lernen und uns mit ihnen möglichst vertraut zu machen. Welch großen Einfluß übt ein Beamter oder Ansiedler auf die Gemüter der Eingeborenen aus, wenn er die Sprache seiner Umgebung versteht und die Gabe hat, den Leuten Dinge zu erzählen, die sie seelisch anregen und ihnen Freude machen! Er gewinnt ihr Vertrauen, und infolge des Verständnisses für ihre Eigenart wird er sie richtig, d. h. milde und gerecht behandeln.

Abgesehen von dem literarischen hat daher dies Büchlein einen hohen praktischen Wert. Man sollte es jedem mitgeben, der in Afrika nach irgend einer Richtung hin tätig sein will. Jeder Schüler des Orientalischen Seminars wie der verschiedenen Kolonialschulen sollte es in die Hand bekommen, um den Ideenkreis genau kennen zu lernen, in dem sich die Eingeborenen bewegen, unter denen er künftig leben soll.

Der Sammlerin aber, die im fernen Südafrika unermüdlich ihre Studien fortsetzt, gebührt der Dank aller Deutschen, die ein Interesse an der Machtentfaltung ihres Vaterlandes über See nehmen.

Berlin, den 14. September 1904.

**E. v. Liebert,**
früher Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

# Vorwort.

Die Sagen der afrikanischen Neger sind ein überraschend reichhaltiger literarischer Schatz, welcher die alte Annahme bestätigt, daß das Geistesleben aller Völker und Rassen das gleiche ist, so lange es in der Kindheit seiner Entwickelung sich befindet. Was sich in vielen Jahrhunderten auf dem schwarzen Kontinent an Literatur seiner Eingeborenen durch Tradition erhalten hat, steht den europäischen alten Fabeln und Sagen nicht nach; der einzige Unterschied ist, daß diese einen steten Fortgang des Innenlebens, der Kultur der kaukasischen Rassen bekunden während der Afrikaneger sich noch heute in seiner Kindheit befindet. Es läßt sich nicht einmal ungefähr angeben wieviel verschiedene Stämme und wieviel Sprachen auf dem afrikanischen Festlande leben; nur soviel ist sicher daß beider Zahl enorm ist. Sind doch allein auf deutsch-ostafrikanischem Gebiete gegen fünfzig scharf von einander getrennte Zungen anzutreffen. Um so sonderbarer ist die Tatsache, daß die Verschiedenheit der Sprachen eine nicht dem entsprechende Verschiedenheit der Literatur der Völker Afrikas zur Folge hat. Wir finden die Erzählungen des Nordens im Süden wieder, in veränderter Gestalt zwar und sich den verschiedenen Lebensgewohnheiten und Umgebungen anpassend, aber unverkennbar dieselben

Ideen in sich tragend. Auffallend tritt diese geistige Verwandtschaft der Geschichten hervor in folgenden:

Wie der Tod in die Welt kam. (Zulusage.)

Wie es kommt, daß die Nase des Hasen gespalten ist. (Hottentottenfabel.)

Warum es gut ist, daß die Menschen sterben. (Sage der Eingeborenen am Viktoriasee.)

Die Sage vom Chamäleon. (Sage der Haussaneger im Innern Afrikas.)

Warum der Mensch stirbt. (Sage von der Goldküste.)

Die große Familie der Bantuvölker, d. h. der südlich vom Äquator lebenden Afrikaneger, zu denen indessen die Hottentotten nicht zu rechnen sind, da sie eine Familie für sich bilden, besitzt eine beträchtliche Anzahl von Sagen, deren Hauptperson ein Kind ist, das irgend eine Sache verschenkt oder verleiht, dieselbe wiederfordert und findet, daß sie verloren oder zerbrochen ist. Als Schmerzensgeld bekommt es dann einen anderen Gegenstand, mit dem es dieselbe Erfahrung macht. Die Sache wiederholt sich mehrmals und wirkt dadurch schließlich lähmend auf das Interesse. Was aber von Interesse ist, das ist ihre Verbreitung über den ganzen afrikanischen Kontinent und über ihn hinaus auf seine Inseln. Man kann nur annehmen, daß ein großer Kreis der afrikanischen Sagen einem vorgeschichtlichen Zeitalter angehört und sich langsam weiter und weiter verbreitet hat, allmählich seine Farben und Gewänder ändernd. Ein hervorragendes Beispiel von Geschichten dieser Art, ist:

Eine Geschichte der Neger von Damaraland;
Eine Erzählung aus Madagaskar;
Eine Geschichte von der Sierra Leonaküste;
Eine Geschichte der Zulus.

In allen vier Erzählungen handelt es sich um geschenkte, vertauschte und zerbrochene Sachen. Die Otyiherero- oder Damaraerzählung und Madagaskarsage sind in vielen Punkten verschieden, weisen aber auch augenscheinliche Übereinstimmungen auf. So ist der erste Tauschgegenstand in beiden eine Nadel, ihr folgt in der Damarageschichte eine Frucht, in der der Malagassen eine Pflanze, dann finden wir in beiden die Axt. In beiden Fabeln sind außer Lebensmitteln immer eiserne Gegenstände die Tauschobjekte, und sie werden stets weitergegeben an Leute, denen vorher der Nutzen des Eisens unbekannt schien. So kann man wohl annehmen, daß diese Fabeln entstanden zur Zeit, da das Eisen den Stein zu ersetzen anfing, und somit dürften diese Erzählungen zu den frühesten literarischen Erzeugnissen der Eingeborenen Afrikas zu rechnen sein; denn die Kunst des Eisenschmelzens und der Eisenarbeit war offenbar zur Zeit der ersten Europäer in Afrika nicht neu, da bereits die ältesten Kunden von ihrem Vorhandensein berichten. Was annehmen läßt, daß die Sage ihr erstes Entstehen sogar einer Zeit verdankt, in der der Eisengebrauch noch unbekannt war, ist der Umstand, daß die Version an der Sierra Leonaküste nichts vom Eisen weiß. Während in der Zulu- und Madagaskargeschichte nur Personen eine Rolle spielen, sind bei den Herero- und Sierra Leonavölkern Tiere und Gegenstände die Träger der Handlung. Die Sprache der Bewohner Madagaskars ist polynesischen Ursprungs, hat also nichts mit den Bantusprachen gemein. Für das Auftreten jener Sage auf der Insel läßt sich aber leicht eine Erklärung finden. Der nahen Afrikaküste sind viele Worte im täglichen Sprachgebrauch der Malagassen entlehnt, da der Verkehr zwischen dem Festlande und der Insel seit Urzeiten ein reger war. Mit der Übernahme

von Teilen der Sprache hat sich wohl auch ein Teil der Literatur eingeschlichen. — Der deutsche Reineke Fuchs hat in den Negersagen Afrikas sein würdiges Gegenstück gefunden; er tritt in Gestalt des Kaninchens, Hasen, Schakals, ja der Schildkröte auf und ist stets mit der verschlagenen Schlauheit ausgestattet, die wir an Freund Reineke kennen. Der Hase und die Schildkröte (Kamerunmärchen) und der Löwe und die Schildkröte (Haosage) sind die treusten Reinekegeschichten und haben nebenbei eine unverkennbare Ähnlichkeit mit unserem braven Swinegel, der sich auf einen Wettlauf mit dem Hasen einließ. — Von großem Interesse für Völkerkundige ist der Umstand, daß die Hottentotten eine so reichhaltige Tierfabelkollektion besitzen. Man hatte sich gewöhnt, gerade dieses Volk für ein so untergeordnetes anzusehen, daß die Entdeckung einer Literatur, die den ersten Platz in der der farbigen Völker Afrikas einnimmt, eine Überraschung ist. Über das Origin des Hottentottenvolkes schwebt tiefstes Dunkel; doch ist gerade der Fabelschatz dieses Volkes, und mehr noch die Ähnlichkeit der Fabeln mit unseren eigenen, eine Bestätigung der oft ausgesprochenen Annahme, daß die Hottentotten nordafrikanischen Ursprungs sind und bereits in alten Zeiten mit den Völkern Europas Fühlung hatten. Sprachforscher weisen überdies zwischen der Sprache der Hottentotten und der alten Ägypter Ähnlichkeiten nach. Über die Verwandtschaft der afrikanischen Negerliteratur untereinander läßt sich viel sagen; doch ist eine Abhandlung darüber weder der Zweck der vorliegenden kleinen Sammlung, noch ist meine Kenntnis der Sprachen und Völker Afrikas eine annähernd genügende, um mich weiter auf dieses hochinteressante Thema einlassen zu können. Diese Sammlung der afrikanischen Literatur soll lediglich dazu beitragen zu unterhalten und Erwachsenen

wie Kindern daheim den Erdteil und seine Bewohner näherzubringen, in dem so viele unserer Interessen liegen, und der hoffentlich mehr und mehr ein Faktor in der deutschen Weltstellung und Macht sein wird.

Einen ganz besonderen Dank schulde ich dem Vorstande der Kapstädter Stadtbibliothek, der mir in entgegenkommendster Weise gestattete, aus alten Zeitschriften, Magazinen usw. für meinen Zweck zu schöpfen. Professor Cameron aus Kapstadt ließ mich liebenswürdig von seiner Kenntnis der Madagaskarliteratur profitieren, wie auch Mr. Ritchie aus Port Elisabeth und viele deutsche und englische Freunde mich in jeder Weise bei meiner Arbeit unterstützt haben, indem sie mir erzählten, was sie beim nächtlichen Feuer auf Wanderungen tief im Innern oder an der Küste von Eingeborenen zu hören bekommen haben. Die Geschichten „Vom Vogel, der Milch gab" und vom „Cakyane-bo-Cololo" sind mir von den Mönchen der Missionsstation Marianhill in Natal zugegangen, und schließlich hat das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin in sehr freundlicher Weise ein Interesse an der Arbeit gezeigt, indem es mich mit verschiedenen Yao-Erzählungen, also des Stammes aus dem Süden unseres ostafrikanischen Schutzgebietes, versorgte.

Ich gebe mein Manuskript mit dem Wunsche aus der Hand, daß es daheim das Interesse finden und dem Zwecke dienen möge, die von mir angestrebt sind.

Kaffraria in Südafrika, März 1904.

T. v. Held.

# Inhaltsverzeichnis.



# Sikulume.

Ein Negermärchen der Kaffern in der Kapkolonie.[1])

In einem Kaffernkraal[2]) lebte vor Zeiten ein alter Mann, der war sehr arm. Wenige Stück Vieh nur nannte er sein eigen, und Töchter, deren Heirat ihm Besitz zuführen konnte, hatte er nicht. Eines Tages saß er im hellen, klaren Sonnenschein vor seiner Hütte, rauchte Tabak und starrte ins Freie. Plötzlich erregte das Gezwitscher einiger Vögel in einem nahen Dornbusch seine Aufmerksamkeit. Er blickte auf und sah sieben Vögel von ungewöhnlicher

---

[1]) Die Kapkaffern sowohl wie die Zulus schätzen ihren Reichtum nach der Anzahl ihrer aufwachsenden Töchter. Die Geburt einer Tochter bedeutet für die Eltern eine Besserung ihres Wohlstandes; denn das Liebeswerben jedes Kaffernfreiers muß durch ein Angebot von Ochsen, die er dem erwünschten Schwiegervater als Entgelt für die Dame seiner Wahl bietet, unterstützt werden. Da nun bei den südafrikanischen Völkern der Reichtum nicht in klingender Münze, sondern in blökendem Vieh besteht, so hat der Meistbietende die besten Aussichten auf Verwirklichung seiner Wünsche.

[2]) Ein Kraal ist ein Negerdorf. Kaffern leben in Hütten, welche in Gestalt von Halbkugeln, aus starkem Geäst geflochten und mit Pfählen in den Boden befestigt sind. Sie sind vollkommen vor den Unbilden des Wetters geschützt. Die größten dieser Hütten haben einen Durchmesser von 25 Fuß und eine Höhe von 8 Fuß. Der einzige Zugang ist eine schmale, niedrige Öffnung, welche Tür, Fenster und Rauchfang zugleich ist. Das Innere ist immer rauchig und meist schmutzig. Gewöhnlich bauen die Kaffern ihre Kraale oder Dörfer auf einer Anhöhe, die eine weite Aussicht bietet.

Schönheit vor sich; auch ihr Gesang unterschied sich von allem, was er Ähnliches bisher gehört hatte.

Da ging der alte Mann zu dem Häuptling seines Stammes und sagte ihm, was er gesehen hatte.

Dieser hörte schweigend zu; dann sprach er: „Wieviele Vögel, sagtest du, waren es?"

Der alte Kaffer antwortete: „Sieben".

„Du hast recht getan, mir davon zu sagen", fuhr der Häuptling fort. „Zum Lohne dafür sollst du meine sieben fettesten Kühe haben. Ich habe sieben Söhne im Kriege verloren. Die sieben Vögel sollen sie mir ersetzen; denn wer sagt mir, daß sie nicht meine getöteten Söhne sind? Die kommende Nacht darfst du nicht schlafen, sondern mußt wachen und Sorge tragen, daß die Vögel nicht fortfliegen. Morgen früh werde ich sieben Knaben erwählen, die sollen die Vögel fangen."

Der alte Mann tat, wie sein Häuptling ihm geboten hatte.

Am folgenden Morgen sammelte dieser seinen Stamm um sich und erzählte von den Vögeln. Hierauf wählte er sechs der mutigsten Knaben, gesellte ihnen seinen Sohn bei, der stumm war, und hieß sie gehen, um die Tiere zu fangen. Bei seinem Zorn verbot er ihnen, ohne dieselben vor seine Augen zu treten. Dann gab er ihnen Waffen und befahl ihnen, jedermann zu töten, der sich ihnen etwa wiedersetzen wollte. Mehrere Tage hintereinander verfolgten die Knaben nun die Vögel, ohne sie fangen zu können. Endlich aber fielen sie erschöpft zur Erde und ließen sich willig aufheben. An der Stelle, wo die Knaben ihre Aufgabe gelöst hatten, blieben sie über Nacht.

Am nächsten Morgen machten sie sich auf den Heimweg. Sie kamen zu einer Hütte, in der ein lustiges Feuer

brannte; aber es war niemand darin. Da gingen sie hinein und legten sich schlafen.

In der Nacht aber wachte der eine der Knaben auf und hörte eine Stimme sagen:

„Hier ist ja schönes Fleisch! Zuerst werde ich diesen, dann jenen, dann den dort nehmen; zu allerletzt soll der mit den kleinen Füßen dran kommen.“

Der „mit den kleinen Füßen“ aber war der Sohn des Häuptlings. Sein Name war Sikulume. Bis zu dem Tage, an dem er den Vogel gefangen hatte, war er stumm gewesen, nun war seine Zunge durch ein Wunder gelöst.

Der Knabe, welcher die unheimliche Stimme gehört hatte, lag mehrere Minuten ganz still. Dann sah er beim schwachen Strahl des Mondes, daß der Sprecher, ein breitschultriger, großer Mann, zur Hütte hinausging, wahrscheinlich, um seine Freunde zum Mahle zu laden. Sofort weckte der Knabe seine Kameraden und teilte ihnen mit, was er gehört hatte. Sie verlachten ihn aber und meinten:

„Du hast geträumt. Es ist niemand in der Hütte gewesen.“

Er antwortete: „Geträumt habe ich nicht; ich rede die Wahrheit.“

Sie verabredeten nun, daß einer von ihnen wachen solle, und sobald dieser ein verdächtiges Geräusch höre, die anderen wecken müsse.

Nach einer kleinen Weile waren sie bis auf einen wieder in festen Schlaf gefallen. Es währte gar nicht lange, so ließen sich Schritte vernehmen und gleich darauf dieselben Worte wie vorhin.

„Sie werden alle gleich hier sein,“ schloß der Kannibale seine Rede und rieb sich vergnügt die Hände, indem er wieder zur Tür der Hütte hinaustrat.

Der zum Tode erschrockene Knabe rief seine Gefährten, und in wenigen Sekunden befanden sie alle sich auf der Flucht.

Als der Kannibale aber mit seinen Freunden die Hütte betrat, die jetzt leer war, fielen die Betrogenen über den Betrüger her — denn sie glaubten seinen Beteuerungen nicht — und verspeisten ihn.

Sikulume war geflohen, ohne in der Hast an seinen Vogel zu denken. Als er dies bemerkte, beschloß er sofort umzukehren; denn er fürchtete den Zorn seines Vaters mehr als die Blutgier der Kannibalen.

Seine Gefährten suchten umsonst, ihn von seinem Vorhaben zurückzuhalten.

„Seht her," rief Sikulume und bohrte seinen Assegai [3]) in die Erde, „wenn dieser fest und still steht, dann sollt ihr wissen, daß ich in Sicherheit bin; bewegt er sich hin und her, so wißt, daß ich fliehe, fällt er aber hin, so sei es euch das sichere Zeichen meines Todes."

Damit ging er von ihnen und wandte sich der Hütte der Menschenfresser zu.

Auf dem Wege dorthin traf er ein altes Weib; das saß auf einem großen Steine und rief ihm zu:

„Wohin gehst du?"

Er sagte es ihr.

Da nahm die Frau aus einem Korbe etwas Fett und gab es dem Sohne des Häuptlings.

„Nimm dies," sprach sie. „Wollen die Kannibalen

---

[3]) Ein Assegai ist die gewöhnliche Wurf- und Stoßwaffe der südafrikanischen Eingeborenen. Es ist dies ein lanzettenförmiger, lanzenartiger Speer, den die Schwarzen mit großer Geschicklichkeit zu handhaben wissen und bei schier unglaublichen Entfernungen todbringend werfen können. Das Benutzen, ja selbst der Besitz dieser Waffen ist dem Eingeborenen jetzt strengstens untersagt; dennoch haben sie meist Verstecke, wo sie diese Schätze aufheben.

dir etwas anhaben, so wirf ein wenig davon auf einen Stein."

Dann war die Alte verschwunden. Sikulume ging weiter. Als er zu der Hütte kam, fand er sie leer; nur sein Vogel saß mit hängenden Flügeln am Eingange. Schnell nahm er ihn auf. In demselben Augenblick aber hatten die Kannibalen von weitem den Knaben bemerkt und kamen mit lautem Geschrei auf ihn zugerannt. Sikulume floh, so schnell seine Füße ihn tragen wollten; aber seine Verfolger verstanden das Laufen gut, und in wenigen Minuten hatten sie ihn fast eingeholt.

Da warf Sikulume etwas von dem Fett, welches die Alte ihm gegeben hatte, auf einen Stein. Kaum sahen dies die anderen, als sie sich in wilder Gier auf den Stein warfen. Es entstand ein Handgemenge unter ihnen, bis einer den Stein verschluckt hatte. Dann erst setzten sie ihre Verfolgung fort. Wieder waren sie nahe an Sikulume herangekommen, als dieser abermals von dem Fett, was er noch hatte, auf einen Stein warf. Dasselbe Schauspiel wie vorhin wiederholte sich. Schließlich stürzten die Kannibalen über den, welcher den Stein verschlungen hatte, her und töteten ihn. Sikulume hatte inzwischen einen guten Vorsprung bekommen; dennoch sah er mit Schrecken, daß seine Feinde sich ihm immer mehr näherten.

Um besser rennen zu können, warf er das Tuch, welches er um seine Hüften geschlagen hatte, von sich. Dasselbe fing an zu laufen und schlug eine andere Richtung ein. Sofort ließen die Kannibalen von der Verfolgung Sikulumes ab und wandten sich dem Tuche zu. Ehe sie dasselbe erreicht hatten, war der Knabe bei seinen Gefährten. Mit ihnen zusammen eilte er nun dem Kraal seines Vaters zu. Bald gewahrten sie ihre Verfolger wieder hinter sich

und sahen zu gleicher Zeit einen kleinen Mann neben einem großen Steine sitzen.

Der Kleine rief ihnen, als sie an ihm vorübereilen wollten, zu:

„Ich kann diesen Stein in eine Hütte verwandeln."

„So tue es!" erwiderten die Knaben.

Er tat es, und die Knaben gingen alle in die Hütte; der kleine Mann ebenfalls.

In der Hütte spielten sie allerlei Spiele.[4])

Als die Kannibalen nahe herzugekommen waren, witterten sie Menschenfleisch; aber sie sahen nichts als einen großen Stein; denn von der Verwandlung desselben in eine Hütte konnten sie nichts bemerken.

Da wurden sie sehr zornig und fingen an, den Stein zu beißen, bis ihre Zähne zerbrochen waren. Laut heulend traten sie dann den Heimweg an.

Als sie weit fort waren, kamen die sieben Knaben und der kleine Mann aus der Hütte, die eigentlich ein Stein war.

Die Knaben setzten nun ihren Weg fort.

Endlich erreichten sie ihre Heimat; aber sie sahen niemanden, außer einem alten Weibe; dasselbe kam scheu und angstvoll um sich spähend unter einem Aschenhaufen hervorgekrochen. Es zitterte am ganzen Leibe und sprach:

„Ich meinte, es wäre niemand übrig geblieben."

Sikulume sprach: „Wo ist mein Vater?"

---

[4]) Die Kaffern besitzen einen großen Reichtum althergebrachter Spiele, bei denen es zumeist auf eine große Beweglichkeit und Geschicklichkeit ihres Körpers ankommt. Daher kommt es auch, daß, wenn sie in Berührung mit europäischen Einrichtungen kommen, sie sich meist vorteilhaft mit sportlichen Spielen, wie tennis, Fußball und cricket befassen.

Die Alte antwortete: „Alle Leute sind von dem Inabulele[5]) verschlungen worden."

Er fragte: „Wohin ist das Ungeheuer gegangen?"

„Zum Flusse," war die Antwort.

Da gingen die Knaben an das Wasser.

Sikulume sprach: „Ich werde in das Flußbett steigen und diesen Assegai hier mit mir nehmen. Seht ihr das Wasser stark bewegt, so wißt, daß ich im Magen des Ungeheuers bin; ist es rot, so habe ich es getötet.

Nach diesen Worten sprang Sikulume in das Wasser und verschwand. Kaum war er in der Tiefe, so verschlang ihn das Ungeheuer, ohne ihm jedoch dabei ein Leid zu tun. Sikulume sah in dem Magen des Tieres seinen Vater, seine Mutter, alle Leute seines Stammes und ihr Vieh.

Da nahm er seinen Assegai und durchstach von innen nach außen das Ungetüm. Das Wasser bewegte sich und schlug in hohen, lauten Wellen an das Land, bis der Inabulele tot war; dann wurde es blutrot und still.

Als die sechs Knaben das sahen, schafften sie den Leichnam an das Ufer, schnitten ein tiefes, breites Loch hinein und befreiten so, was gefangen gewesen war.

Eines Tages sprach Sikulume zu einem anderen Knaben:

„Es ist Zeit, daß ich von meinem Stamme, den ich beherrschen werde, zum Manne erklärt werde. Dazu muß ein großes Fest gefeiert werden. Sage meiner Schwester, daß sie gute Speise für mich bereiten soll."

Die Schwester tat es.

Darauf sprach Sikulume zu ihr: „Bringe mir ein

---

[5]) Inabulele ist ein sagenhaftes Ungeheuer.

Stück von der Haut des Inabulele, welches ich getötet habe; ich will mir einen Mantel davon machen."

Darauf rief das Mädchen seine Freundinnen und ging mit ihnen an den Fluß.

Dort sang sie:

„Inabulele. Dich rufe ich!
Inabulele! Sikulume, der sendet mich."

Da kam der tote Körper des Ungetüms aus dem Wasser.

Das Mädchen schnitt zwei kleine Stücke der Haut ab, groß genug, um Sandalen daraus zu machen, und ein großes für einen Mantel.

Nun Sikulume von seinem Stamme zum Manne erklärt worden war, sprach er zu seinen Freunden:

„Ich werde die Tochter von Mangangezulu heiraten."

Sie erwiderten:

„Zu dem mußt du nicht gehen; Mangangezulu wird dich töten."

Er aber sprach:

„Ich werde dennoch gehen."

Und er versammelte um sich seine Altersgenossen und befahl ihnen, ihn zu begleiten.

Der Weg zu Mangangezulu führte durch hohes Gras. Eine Maus kam daraus hervor und fragte Sikulume:

„Wohin des Weges?"

„In den Kraal Mangangezulus," war die Antwort.

Da sang die Maus:

„Häuptling Sikulume, kehr heim, kehr heim;
Bei Mangangezulu darf niemand sein."

Sikulume aber sprach: „Ich werde dennoch hingehen."

„Wie du willst," sagte die Maus; „ehe du aber weiter gehst, töte mich, ziehe mir das Fell ab und wirf es hoch in die Luft."

Er tat, wie die Maus ihm geboten hatte.

Das Fell sprach:

„Gehe nicht in das Dorf Mangangezulus durch den großen Eingang; setze dich auf keine neue Matte [6]), wenn man dir zu essen anbieten wird, und schlafe in keiner Hütte, die leer ist."

Die Knaben schritten weiter und kamen zum Dorfe Mangangezulus.

Sie betraten es von der Seite, welche die Maus ihnen gewiesen hatte. Die Leute, die nicht gewöhnt waren, Fremde anders als durch den großen Eingang zum Kraal kommen zu sehen, fragten verwundert:

„Warum tun sie dieses?"

Sie entgegneten:

„Es ist unsere Sitte."

Man brachte ihnen Speise und gab ihnen eine neue Matte zum Niedersitzen.

---

[6]) Matten sind bei allen afrikanischen Negern vielfach im Gebrauch zu den verschiedensten Zwecken; sie rauchen, sitzen, schlafen auf ihnen. Wohl am meisten ausgebildet ist der Gebrauch und die Anfertigung der Matten im deutschen Ostafrika, wo die Mattenflechterei zu einer wahren Kunstfertigkeit gediehen ist. Sie hat die südafrikanische Fertigkeit im Mattenflechten bei weitem überholt. Die Ostafrikaneger haben daher auch eine große Mannigfaltigkeit in ihren Matten, denen vielfach sehr komplizierte Muster zugrunde liegen. Gemusterte Mattenstreifen flechten zu können, gilt bei den Suahelis für ein Zeichen hoher Bildung. Von den verschiedenen Matten der Neger Ostafrikas seien hier genannt: Ritanga, Plur. vitanga, runde Matten zum Ausbreiten der Nahrungsmittel, die zum Verkauf kommen, Jamoi, Plur. majamvi eine Matte für den Fußboden, länglich oder quadratisch, je nach Bedarf. Mkeka, Plur. mikeka, Schlafmatte; doch gibt es noch eine ganze Anzahl anderer Gebrauchs- und Ziermatten.

Sie aber sprachen:

„Unsere Sitte ist, beim Essen auf einer alten Mat zu sitzen.“

Man gab ihnen eine leere Hütte zum Schlafen; s aber sagten: „Unserer Sitte gemäß schlafen wir nur i einer Hütte, in der Geräte sind.“

Am folgenden Tage sprach der Häuptling Mangan gezulu zu seinen Gästen:

„Geht und seht euch mein Vieh an und hütet es.

Sie gingen. Ein heftiger Gewitterregen überrasch sie, und Sikulume breitete seinen Mantel aus auf die Erd da wurde er zu einer Hütte, die hart war wie Stein; i diese traten sie alle hinein und waren geschützt vor de Regen.

Als sie des Abends mit dem Vieh heimkehrten, kam die Tochter Mangangezulus ihnen entgegen und blieb an Sikulumes Seite. Da die Mutter des Mädchens dies sah, stellte sie ihren Fuß in die Fußtapfen Sikulumes, und er verwandelte sich sofort in ein Elentier.

Das Mädchen aber liebte den jungen Häuptling sehr, und da sie sah, was ihre Mutter getan hatte, machte sie ein großes Feuer und trieb ihn hinein. Da verbrannte er und wurde zu einer ganz kleinen Kohle. Das Mädchen nahm die heiße Kohle, legte sie in einen Topf mit kaltem Wasser, und in wenigen Minuten stand Sikulume wieder vor ihr.

Sikulume und Mangangezulus Tochter verließen den Platz; denn der Häuptling trachtete beiden nach dem Leben. Das Mädchen hatte ein Ei, eine Kalabasse [7]), einen Topf und einen glatten Stein mit sich genommen.

[7]) Kalabasse ist gebraucht zum Aufbewahren und Fermentierenlassen der Milch, die amassi genannt wird und ein beliebtes Getränk der Kapkaffern ist. Eine Kalabasse ist nichts anderes als ein großer ausgehöhlter Flaschenkürbis.

Als sie nun sahen, daß Mangangezulu ihnen folgte, warf das Mädchen das Ei zur Erde. Aus ihm wurde ein dichter Nebel.

Mangangezulu irrte in dem Nebel umher, bis er sich endlich zerteilte, dann verfolgte er Sikulume und seine Tochter weiter.

Da warf sie die Kalabasse zur Erde, und sie verwandelte sich in eine breite, tiefe Wasserfläche. Mangangezulu mußte warten, bis die Erde das Wasser verschlungen hatte, dann setzte er seinen Weg fort.

Das Mädchen warf nun den Topf zur Erde. Er zerbrach und verbreitete tiefe Dunkelheit. Wieder mußte der Vater eine lange Zeit warten, bis es Licht wurde; dann eilte er weiter und kam nahe an die Fliehenden heran.

Da warf seine Tochter den glatten Stein auf die Erde. Er wuchs und wurde zu einem riesigen Gebirge, dessen eine Seite eine steile Mauer war. Mangangezulu konnte die Felsen nicht erklettern und mußte umkehren und in seinen Kraal gehen.

Sikulume aber zog mit seinem jungen Weibe weiter, und als er heimkam, sagte er zu den Leuten seines Stammes:

„Dies ist Mangangezulus Tochter. Ihr rietet mir, nicht in ihres Vaters Kraal zu gehen, weil Ihr glaubtet, ich würde getötet werden. Ich habe Eure Warnung verachtet, und nun bringe ich mein Weib heim.“

Sikulume wurde nun zu einem großen und mächtigen Häuptling, und alle Leute bewunderten ihn und sagten:

„Niemand kann tun, was Sikulume getan hat.“

---



# Wie der Tod in die Welt kam.

### Zulusage.

Die Erde, der Mond, die Sterne und die Sonn sind immer gewesen; aber der Tod war nicht immer i der Welt.

Vor langen, langen Jahren kamen zu den Mensche zwei Boten, die ihnen der große Geist[8]) geschickt hatte, de Himmel und Erde gehören.

Es waren das Chamäleon und der Salamander.

Der große Geist hatte zu dem Chamäleon gesagt:

„Gehe hin und sage den Bewohnern der Erde, s sollen glücklich sein und ewig leben.“

Dem Salamander aber hatte er befohlen: „Eile z den Menschen und sage ihnen, daß sie sterben müssen.“

---

[8]) „Der große Geist“, Qamata genannt, ist den Kaffern de Ausdruck für die unbestimmte Vorstellung eines höheren Wesens welches die Welt regiert. Dennoch haben diese Neger keinerle Glauben an ein Leben, welches nicht von dieser Welt ist; s glauben nicht an eine Unsterblichkeit ihrer Seele. Eine vage Ide haben sie, daß ihre Großen, ihre Häuptlinge, ein Leben haben welches über dieses hinausreicht. Daher ihr Glauben an Geister un ihre Furcht vor ihnen, da diese sämtlich der Welt und ihren Be wohnern abhold sind. Ihren Glauben an Qamata können di Kaffern in keiner Weise definieren. Er entspringt wohl lediglic aus dem dunklen Gefühle, daß die Weltordnung eines Ordners bedarf.

Da machten sich diese Boten des Glückes und des Unglückes auf den Weg, um dem Befehle des großen Geistes zu gehorchen.

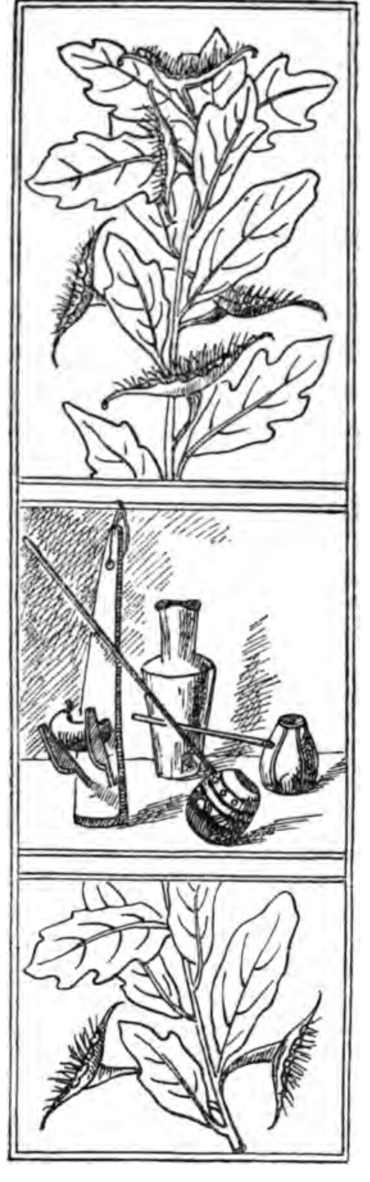
Ohne nach rechts oder links zu blicken, eilte der Salamander dahin, und als er zu den Menschen kam, sprach er:

„Was seid Ihr so sorglos? Wißt Ihr nicht, daß Ihr sterben müßt?“

Da erschraken die Menschen sehr; denn nun lernten sie die Sorge und den Tod kennen.

Das Chamäleon aber war von seinem Wege abgekommen, hatte hier eine Fliege und dort ein Insekt gefangen, und als es sich seines Auftrages erinnerte, war es spät geworden. Als es zu den Hütten der Menschen kam, fand es dort schon den Salamander vor und mit ihm die Sorge und den Tod.





# Die Braut des Häuptlings.

Eine Kaffergeschichte.*)

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Töchter, die alt genug waren, um sich zu verheiraten.

Eines Tages ging der Mann in ein anderes Dorf, in welchem ein mächtiger Häuptling lebte.

Als er dort bei seinen Freunden war, fragten diese ihn nach den Neuig-

*) Bei den Festlichkeiten einer Kaffernhochzeit herrscht viel Zeremoniell, welches strengstens innegehalten wird. So wird die Braut von ihrer jungen Verwandten und Freundin zum Kraal ihres zukünftigen Gatten gebracht. Dabei muß darauf geachtet werden, daß die Ankunft der Gesellschaft nicht vor Sonnenuntergang stattfindet. Am nächsten Tage ist die Hochzeit, welche in Essen, Trinken, Hochzeitstänzen und der Übergabe der vereinbarten Anzahl von Ochsen an den Vater der Braut seitens des Bräutigams besteht. In letzterem Akte besteht das Bindende der Ehe.

en von seinem Kraal. Doch er wußte ihnen nichts zu ihlen, sondern wollte von ihnen wissen, was es in em Stamme Neues gäbe.

Da erzählte man ihm, daß der Häuptling ein Weib he.

Der Mann ging heim und sprach zu seinen Töchtern:

„Welche von euch möchte einen Häuptling heiraten?“

Da sagte die Älteste:

„Ich, mein Vater!“

Ihr Name war Mpunzikazi.

Der Mann sprach:

„Ich komme aus einem Dorfe, in welchem der uptling ein Weib sucht; du, meine Tochter, sollst zu ihm hen.“

Darauf berief er eine Anzahl von Leuten, die mit ier Tochter ziehen sollten; sie aber sagte:

„Ich will allein gehen.“

Da sprach ihr Vater:

„Wie kannst du, meine Tochter, solch unverständige orte sagen? Ist es denn nicht unsere Sitte, daß ein idchen, wenn es zum Manne kommt, von Freunden thin begleitet werde? Sei nicht töricht, mein Kind!“

Das Mädchen aber sprach:

„Ich will allein gehen.“

Da ließ ihr Vater sie gewähren.

Auf dem Wege zu dem Kraal des Häuptlings traf eine Maus. Diese sprach:

„Soll ich dir den Weg weisen?“

Mpunzikazi entgegnete:

„Gehe mir aus den Augen.“

Da sagte die Maus:

„Wenn du so unfreundlich bist, wirst du deine Wünsche ht erfüllt sehen.“

Als Mpunzikazi etwas weiter geschritten war, kam ihr ein Frosch entgegengehüpft.

„Soll ich dir den Weg zeigen?“ fragte der.

Sie aber wandte sich unwillig ab, indem sie sagte:

„Du? Du bist nicht wert, mit mir zu reden. Weißt du nicht, daß ich das Weib eines Häuptlings sein werde?“

„Gut denn!“ höhnte der Frosch. „Du wirst ja sehen, was noch alles geschehen wird.“

Als das Mädchen müde geworden war, setzte es sich unter einen Baum, um auszuruhen. Nahebei war ein Knabe, der Vieh hütete. Er kam zu Mpunzikazi und sagte:

„Wohin gehst du, meine Schwester?“

Sie aber ward zornig.

„Wer bist du,“ rief sie, „daß du so zu mir sprichst? Gehe fort von mir!“

„Ich bin hungrig,“ sagte der Knabe, „willst du mir nicht etwas zu essen geben?“

„Mach', daß du fort kommst!“ rief sie noch einmal.

Darauf setzte sie ihren Weg fort, und traf ein altes Weib, welches neben einem großen Steine saß.

„Ich will dir einen guten Rat geben,“ rief die Alte dem Mädchen zu.

„Du wirst an Bäumen vorbeikommen, die werden dir ins Gesicht lachen; du aber bleibe ernst! Du wirst einen Sack mit dicker Milch sehen; iß nicht davon! Du wirst einem Manne begegnen, der wird seinen Kopf unter seinem Arme tragen; nimm von ihm kein Wasser an!“

Das Mädchen indes verlachte die Alte:

„Du häßliches Weib, wer bist du, daß du es wagst, mir einen Rat zu geben?“

Die Frau aber wiederholte ihre Worte.

Kurze Zeit darauf kam das Mädchen an einen Platz,

auf dem Bäume standen. Diese lachten laut, und Mpunzikazi lachte auch. Am Wege lag ein Sack mit dicker Milch; sie aß davon. Darauf begegnete ihr ein Mann, der trug seinen Kopf unter seinem Arme und bot ihr Wasser an, und sie nahm es.

Als sie an den Fluß kam, der an dem Dorfe des Häuptlings vorbeifloß, sah sie ein junges Mädchen Wasser schöpfen.

„Wohin gehst du?“ fragte dieses.

„Rede nicht mit mir,“ entgegnete Mpunzikazi, „denn ich werde das Weib eines Häuptlings sein.“

Das Mädchen aber, welches Wasser schöpfte, war des Häuptlings Schwester.

Sie sagte:

„Warte; denn ich will dir einen Rat geben. Betritt das Dorf nicht von dieser Seite!“

Mpunzikazi aber eilte weiter, ohne auf die Worte zu achten.

Sie kam zum Dorf, und die Leute dort fragten sie, woher sie käme, und was sie wolle.

Sie erwiderte:

„Ich bin gekommen, um das Weib eures Häuptlings zu werden.“

Die Leute blickten sie verwundert an und riefen:

„Wie kann ein Mädchen ohne seine Freunde zur Hochzeit kommen!“

Dann fuhren sie fort:

„Der Häuptling ist nicht zu Hause. Gehe aber in seine Hütte und bereite ihm ein Mahl, damit er seinen Hunger stillen kann, wenn er heimkommt.“

Man gab ihr Kafferkorn und Mais. Sie bereitete Mehl daraus; aber es war so grob, daß das Brot, welches sie buk, nicht zu genießen war.

Am Abende hörte sie das Sausen eines mächtigen Windes. Dies zeigte ihr die Heimkehr des Häuptlings an. Er war aber eine große Schlange[10]) mit fünf Köpfen und blitzenden Augen. Mpunzikazi erschrak sehr, als sie ihn sah. Die Schlange ringelte sich vor die Tür der Hütte, und befahl dem Mädchen, Essen zu bringen. Der Name des Häuptlings war Makanda Mahlanu, d. i. Fünfköpfiger.

Als das Mädchen die Speise brachte, die es bereitet hatte, wurde Makanda Mahlanu sehr böse und sprach:

„Du sollst nicht mein Weib sein!" Dann schlug er sie mit dem Schwanz, und sie starb.

Späterhin sagte die Schwester Mpunzikazis zu ihrem Vater:

„Ich will auch das Weib eines Häuptlings werden."

Der Vater entgegnete:

„Es ist billig, meine Tochter, daß du es wünschest."

Er berief seine Freunde, und sie alle begleiteten das Mädchen auf dem Wege zu Makanda Mahlanu. Ihr Name war Mpunzanyana.

Auf dem Wege trafen sie eine Maus.

Diese sprach: „Soll ich euch den Weg weisen?"

Mpunzanyana erwiderte:

„Bitte, tue es."

Und die Maus tat es.

Der Weg führte durch ein Tal. Dort sah Mpunzanyana ein altes Weib bei einem Baume stehen.

Dieses sprach:

---

[10]) Schlangen genießen bei den Kaffern hohes Ansehen. Sie glauben, daß ihre Verstorbenen oftmals als Schlangen wieder auf Erden erscheinen; bei ihrem Glauben und Aberglauben an Geister wagen sie es nicht, einer Schlange ein Leid zu tun. Findet ein Kaffer in seiner Hütte eine Schlange, so verläßt er dieselbe und wartet ehrerbietig, bis das Tier sich entfernt hat, ehe er sie wieder betritt.

„Du wirst zu einem Pfade kommen, der sich in zwei Wege teilen wird. Wähle den kleineren; denn der größere würde dir kein Glück bringen."

Das Mädchen dankte und schritt weiter.

Da kam ein Kaninchen des Weges gelaufen. Das sprach:

„Ihr seid nahe dem Dorfe des Häuptlings."

Dann wandte es sich zu Mpunzanyana und sprach:

„Du wirst ein Mädchen sehen, das schöpft Wasser aus dem Flusse. Sprich freundlich mit ihr. Man wird dir Kafferkorn und Mais zum Mahlen geben; mache deine Arbeit gut. Wenn dein Gatte zu dir kommt, fürchte dich nicht."

„Danke dir, Kaninchen," sagte Mpunzanyana, „ich werde deinem Rate folgen."

Am Flusse traf sie des Häuptlings Schwester; diese fragte: „Wohin wanderst du?"

Mpunzanyana sprach:

„Ich bin am Ziele meiner Reise."

„Warum kommst du hierher?" fragte das Mädchen weiter.

„Ich komme mit meinem Hochzeitsgeleite."

Da sagte die Schwester des Häuptlings:

„Das ist recht! Aber wirst du dich nicht erschrecken, wenn du deinen Gatten siehst."

„O nein!" sagte Mpunzanyana fröhlich.

Darauf wies ihr das Mädchen die Hütte, in der sie wohnen sollte. Man gab Speise und Trank an die, welche mitgekommen waren.

Die Mutter des Häuptlings trat zu Mpunzanyana und sprach:

„Bereite ein Mahl für deinen Gatten. Er wird bald hier sein."

Am Abende hörte sie das Sausen eines mächtigen Windes. Dies zeigte ihr die Heimkehr des Häuptlings an. Er war aber eine große Schlange[10]) mit fünf Köpfen und blitzenden Augen. Mpunzikazi erschrak sehr, als sie ihn sah. Die Schlange ringelte sich vor die Tür der Hütte und befahl dem Mädchen, Essen zu bringen. Der Name des Häuptlings war Makanda Mahlanu, d. i. Fünfköpfiger.

Als das Mädchen die Speise brachte, die es bereitet hatte, wurde Makanda Mahlanu sehr böse und sprach:

„Du sollst nicht mein Weib sein!" Dann schlug er sie mit dem Schwanz, und sie starb.

Späterhin sagte die Schwester Mpunzikazis zu ihrem Vater:

„Ich will auch das Weib eines Häuptlings werden."

Der Vater entgegnete:

„Es ist billig, meine Tochter, daß du es wünschest."

Er berief seine Freunde, und sie alle begleiteten das Mädchen auf dem Wege zu Makanda Mahlanu. Ihr Name war Mpunzanyana.

Auf dem Wege trafen sie eine Maus.

Diese sprach: „Soll ich euch den Weg weisen?"

Mpunzanyana erwiderte:

„Bitte, tue es."

Und die Maus tat es.

Der Weg führte durch ein Tal. Dort sah Mpunzanyana ein altes Weib bei einem Baume stehen.

Dieses sprach:

---

[10]) Schlangen genießen bei den Kaffern hohes Ansehen. Sie glauben, daß ihre Verstorbenen oftmals als Schlangen wieder auf Erden erscheinen; bei ihrem Glauben und Aberglauben an Geister wagen sie es nicht, einer Schlange ein Leid zu tun. Findet ein Kaffer in seiner Hütte eine Schlange, so verläßt er dieselbe und wartet ehrerbietig, bis das Tier sich entfernt hat, ehe er sie wieder betritt.

„Du wirst zu einem Pfade kommen, der sich in zwei Wege teilen wird. Wähle den kleineren; denn der größere würde dir kein Glück bringen."

Das Mädchen dankte und schritt weiter.

Da kam ein Kaninchen des Weges gelaufen. Das sprach:

„Ihr seid nahe dem Dorfe des Häuptlings."

Dann wandte es sich zu Mpunzanyana und sprach:

„Du wirst ein Mädchen sehen, das schöpft Wasser aus dem Flusse. Sprich freundlich mit ihr. Man wird dir Kafferkorn und Mais zum Mahlen geben; mache deine Arbeit gut. Wenn dein Gatte zu dir kommt, fürchte dich nicht."

„Danke dir, Kaninchen," sagte Mpunzanyana, „ich werde deinem Rate folgen."

Am Flusse traf sie des Häuptlings Schwester; diese fragte: „Wohin wanderst du?"

Mpunzanyana sprach:

„Ich bin am Ziele meiner Reise."

„Warum kommst du hierher?" fragte das Mädchen weiter.

„Ich komme mit meinem Hochzeitsgeleite."

Da sagte die Schwester des Häuptlings:

„Das ist recht! Aber wirst du dich nicht erschrecken, wenn du deinen Gatten siehst."

„O nein!" sagte Mpunzanyana fröhlich.

Darauf wies ihr das Mädchen die Hütte, in der sie wohnen sollte. Man gab Speise und Trank an die, welche mitgekommen waren.

Die Mutter des Häuptlings trat zu Mpunzanyana und sprach:

„Bereite ein Mahl für deinen Gatten. Er wird bald

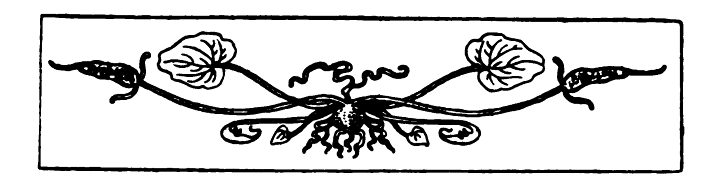
Sie tat, wie ihr geheißen war. Am Abend erhob sich ein starker Wind, welcher die Hütte erzittern machte, so daß einige Pfähle, welche sie stützten, niederfielen. Aber Mpunzanyana fürchtete sich nicht. Darauf kam Makanda Mahlanu herein und forderte Speise. Mpunzanyana nahm das Brot, welches sie gebacken hatte, und gab es ihm. Er aß, und da es ihm mundete, sprach er:

„Du sollst mein Weib sein."

Dann gab er ihr vielen Perlenschmuck, und sie freute sich darüber.

Späterhin glitt Makanda Mahlnau aus der Schlangenhaut heraus und wurde ein großer, stattlicher Mann. Mpunzanyana blieb von seinen Frauen diejenige, welche er stets am meisten liebte.





## Die Sage von den wunderbaren Hörnern.[11])

### Ein Hottentottenmärchen.

Es war einmal ein kleiner Knabe, dessen rechte Mutter war gestorben, und die anderen Weiber seines Vaters mißhandelten ihn. Deshalb entschloß er sich, seines Vaters Kraal zu verlassen. Eines Morgens setzte er sich auf den Ochsen, den sein Vater ihm geschenkt hatte, und ließ sich von ihm weiter landeinwärts tragen, ohne zu wissen, wohin er kommen würde. Als er mehrere Tagereisen von seinem väterlichen Dorfe entfernt war, traf er eine Viehherde, bei der war. ein Bulle.

Der Ochse sprach: „Ich werde mit dem Bullen kämpfen und ihn töten."

Da stieg der Knabe ab. Der Ochse und der Bulle kämpften miteinander, und es geschah, wie der Ochse gesagt hatte. Der Knabe ritt nun weiter, und als er hungrig war, schlug er mit der flachen Hand an das rechte Horn seines Ochsen; dasselbe öffnete sich und gab dem Knaben Speise. Nachdem er genug gegessen hatte und satt war, schlug er an das linke Horn. Es öffnete sich und ver-

---

[11]) In der Sage von den „wunderbaren Hörnern" finden wir seltsame Anklänge an unser deutsches Märchen vom „Tischlein deck' dich", wie überhaupt die Sagen aller Völker ganz seltsam gleichartige Grundideen haben. Überall finden wir sprechende Tiere, überall die Vorliebe für Rang, Stand und Reichtum.

schlang den Rest der Speise. Bald darauf sah der Knabe eine dunkelfarbige Viehherde in der Entfernung.

„Steige hier ab von meinem Rücken," sprach der Ochse, „ich werde zu der Herde laufen; dort muß ich kämpfen und werde sterben. Brich mir meine beiden Hörner ab und nimm sie mit dir. Wenn du hungrig bist, so sprich zu ihnen; sie werden dich mit Nahrung versorgen."

Wie der Ochse gesagt hatte, so geschah es. Er kämpfte und wurde getötet. Der Knabe nahm die Hörner und wanderte weiter.

Bald kam er in ein Dorf, in dem hatten die Leute nur wenig zu essen; denn es war eine Zeit großer Trockenheit.

Er ging in eine der Hütten des Dorfes, und mit Hilfe der Hörner hatte er genug Speise für den Besitzer dieser Hütte und sich selber.

Als er nun in der Nacht fest schlief, nahm ihm der, mit dem er sein Mahl geteilt hatte, die Hörner fort und legte statt ihrer andere auf den Platz, an dem sie gelegen hatten.

Der Knabe, der von dem Betruge nichts ahnte, stand am nächsten Morgen zeitig auf und zog weiter seines Weges.

Als er aber hungrig wurde und vergeblich zu den Hörnern sprach, merkte er, was geschehen war, und ging zurück zu dem Ort, an dem er geschlafen hatte. Ehe er noch die Hütte betrat, hörte er den Dieb seiner Hörner mit diesen reden; aber vergeblich.

Der Knabe nahm seine Hörner und schritt weiter. Am Abend kam er an eine Hütte. Er klopfte an und bat, die Nacht über dort bleiben zu dürfen. Aber man gewährte ihm seine Bitte nicht; denn sein Lenden- und

hultertuch war zerfetzt und sein Körper bestaubt und
'mutzig.

So zog er denn weiter und kam zu einem Fluß, in
lchem er badete. Dann sprach er zu seinen Hörnern.
ese versorgten ihn mit neuen Tüchern und reichem
rlenschmuck und Halsketten aus den Zähnen wilder
ere.

Nachdem er sich geschmückt hatte, ging er weiter und
n zu einer Hütte, in welcher ein sehr schönes Mädchen
t ihrem Vater und ihrer Mutter lebte. Man empfing
ı mit großer Freude, und er blieb dort. Seine Hörner
ben reichlich Speise, Trank und Kleidung für alle.

Kurze Zeit darauf heiratete er das schöne Mädchen
ıd zog mit seinem jungen Weibe heim zu seinem Vater.

Wiederum sprach er zu den Hörnern, und sie be-
ıenkten ihn mit einem schönen, großen Hause; in das zog
mit seiner Frau und war glücklich mit ihr.





# Der Häuptling der Tiere.

Eine Kaffernsage.

Eine Frau ging einstmals fort von ihrem Hause un ihren Kindern, um Holz zu sammeln. Sie beauftragt den Hasen in ihrer Abwesenheit nach dem Rechten z sehen, und er versprach, es zu tun. Kaum aber war di Frau fort, als wilde Tiere an ihre Wohnung herankame und den Hasen, der sehr erschrocken war, nach den Name der Kinder fragten, die er bewachen sollte.

Der Hase gab Bescheid und bat unter Tränen, da die Tiere fortgehen sollten, ohne ihm oder den Kinder ein Leid zu tun. Da gingen sie denn auch fort. Ab nach wenigen Minuten kehrte zu des Hasen nicht geringe Schrecken das größte und fürchterlichste der Tiere zurü nannte sich einen Häuptling und fraß die Kinder alle au weil es fürchtete, man würde seine Würde nicht ane erkennen, wenn er dem Flehen eines Hasen Gehör schenkt

Als die Frau nach Hause kam und der Hase ihr e zählte, was vorgefallen war, wurde sie erst sehr trauri dann aber über alle Maßen zornig. Sie nahm zw Eisenstücke, wetzte sie, bis sie ganz scharf und spitz wurde und ging in den Wald, um Holz zu schneiden und ei großes Feuer zu machen; das sollte die Tiere des Walde vertilgen.

Es begegnete ihr aber der Häuptling der Tiere, der verschluckte sie. Da sie nun im Inneren des Ungeheuers war, fand sie dort alle ihre Kinder unversehrt vor. Sie waren sehr hungrig und baten ihre Mutter, ihnen etwas zu essen zu geben. Die Frau nahm die spitzen Eisenstücke und schnitt von den Eingeweiden des Tieres, in dem sie mit ihren Kindern steckte, Stücken ab. Dann rieb sie Holz gegeneinander; denn auch dies hatte das Ungeheuer mit verschluckt. Es gab Funken, und schließlich war ein großes Feuer entstanden, auf dem röstete sie das Fleisch. Der Häuptling der Tiere aber hatte große Schmerzen, brüllte laut und warf sich im Sande hin und her. Er befragte alle Tiere, was er zur Linderung seiner Pein tun könne, aber keines konnte ihm einen guten Rat geben. Endlich starb er unter großen Qualen. Die Mutter aber mit ihren Kindern arbeitete im Innern des toten Körpers immer weiter, bis sie ein großes Loch geschnitten hatten, aus dem kamen sie alle nacheinander hinaus. Es waren aber in dem Leibe des Ungeheuers auch Tiere gewesen, die verschluckt worden waren. Sie alle wurden nun befreit.

Ein Ochse kam heraus und rief:

„Muh, muh! wer hat mir geholfen?“

Darauf ein Hund, der bellte:

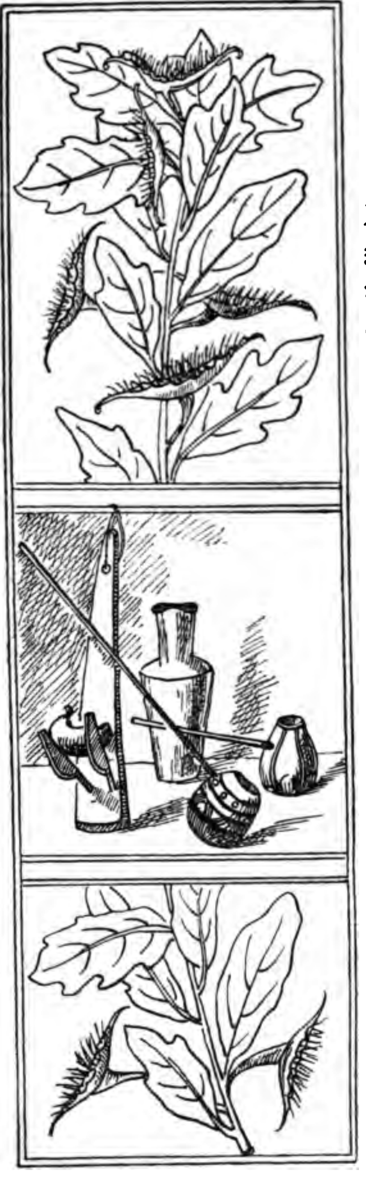
„Wau, wau, wer hat mich errettet?“

Dann ein Affe:

„Hi, hi“, lachte er, „wer half mir?“

Darauf kamen Menschen und Vieh überein, daß die Frau, die sie so wunderbar errettet hatte, ihr Häuptling sein sollte.



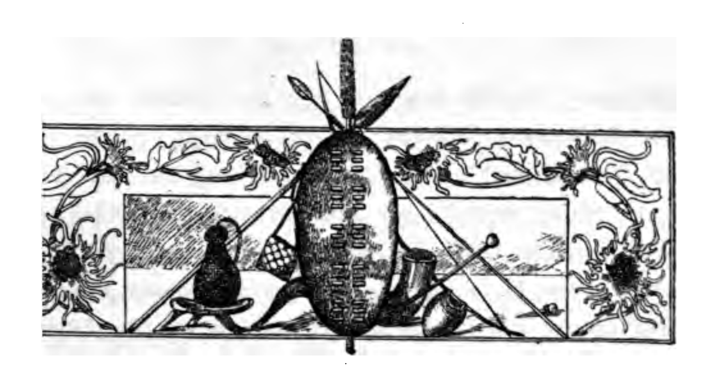


# Die Löwin und die Antilope

(Suahelisage.)

Eine Löwin hatte ein Junges. Da sie es eben zur Welt gebracht hatte, verspürte sie großen Hunger und konnte ihn gar nicht stillen. Am siebenten Tage beschloß sie, auf Raub auszugehen und zu töten, was ihr in den Weg käme. Auf ihrem Wege traf sie eine Antilope, die graste friedlich nahe dem Walde. Die Löwin schlich sich leise und vorsichtig dicht an das Tier heran. Gerade wollte sie losspringen, als die Antilope sich umsah und, die Löwin freundlich anblickend, rief: „Willkommen, Gevatter!" Da schämte sich die Löwin ihres bösen Vorhabens und verschonte die Antilope, die sie so freundlich begrüßt hatte.





# Goso.[12])

Ein Märchen aus Mombassa.

Es war einmal ein Mann, der hieß Goso. Goso bte die Kinder sehr und wurde von ihnen wieder geliebt. : versammelte täglich eine Schar von Kindern um sich ter einem Affenbrotbaum und erzählte ihnen viele schöne schichten. Als er eines Tages wieder so mit ihnen die it verschwatzte, kam eine Gazelle; die kletterte auf den ıum, brach eine Frucht ab und warf sie hinunter. Die ıcht traf Goso an den Kopf und schlug ihm eine tiefe unde, an der er verblutete. Als er tot war, begruben ı die Kinder und weinten bitterlich. Als sie nun so ein unter dem Affenbrotbaume saßen, sprachen sie zu- ander: „Wir müssen Rache nehmen an dem, der unseren eund getötet hat. Laßt uns ausfindig machen, wer die ıcht brach und warf."

Als sie darüber nachdachten, wer wohl der Täter wesen sei, kamen sie überein, daß kein anderer als der ıdwind zu jener Zeit in den Zweigen des Affenbrot- umes gewesen sein könne, und sie beschlossen, ihn zu

---

[12]) In dem Märchen von „Goso", dessen Moral leicht ersicht- ; ist, was durchaus nicht bei vielen Negermärchen der Fall ist, rd für alle diejenigen, welche englische Sagen kennen, eine große ınlichkeit mit „The House that Jack built" an den Tag treten.

schlagen. Deshalb fingen sie ihn und wollten eben mit der Züchtigung beginnen, als er zu ihnen sprach: „Ich bin der Südwind! Was tat ich euch, daß ihr mich fangt und schlagen wollt?" Sie antworteten: „Wir wissen sehr wohl, wer du bist! Du hast unseren Freund Goso getötet. Denn du hast von dem Baume die Frucht gebrochen und mit ihr den tödlichen Wurf ausgeführt! Wie konntest du!" Da sprach der Wind: „Wäre ich ein Häuptling, glaubt ihr, daß eine Steinmauer mir ein Hindernis in meinem Wege sein könnte?" Da gingen die Kinder zur Steinmauer und schlugen die. Diese aber sprach: „Was schlagt ihr mich? Was tat ich euch." Sie antworteten: „Steinmauer, du Feindin des Südwindes! Du warst ihm ein Hindernis; deshalb floh er in den Affenbrotbaum, brach eine Frucht und tötete mit ihr unseren Freund Goso. Du solltest dich schämen!" Die Mauer entgegnete: „Wenn ich ein Häuptling wäre, dürfte keine Ratte ein Loch in mich bohren." Da gingen die Kinder hin und schlugen die Ratte. Sie rief: „Mich schlagt ihr? Warum? Was habe ich getan?" Man antwortete ihr: „Du Ratte, hast ein Loch durch die Mauer gebohrt mit deinen scharfen Zähnen; da hielt die Mauer den Südwind auf in seinem Lauf, und er stieg auf den Baum, brach eine Frucht und und tötete unseren Freund Goso. Wie konntest du!" Da rief die Ratte: „Ach, wäre ich ein Häuptling! Keine Katze dürfte mich fressen!" Nun war es an der Katze, geschlagen zu werden. Auch sie fragte: „Was schlagt ihr mich? Was tat ich euch?" Die Kinder antworteten: „Katzen fressen Ratten; Ratten bohren Löcher in Mauern; Mauern hemmen Winde, und ein Wind war's, der unseren Freund Goso tötete." Die Katze jammerte: „Kein Strick dürfte mich binden, wäre ich ein Häuptling!" Sofort gingen die Kinder zum Strick und schlugen ihn. „Was tut ihr?" rief der.

Wer bin ich, daß ihr mich schlagt? Ich tat euch nichts!" )ie Kinder aber antworteten: „Du bist der Strick, der die Katze bindet; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt öcher in Mauern; Mauern hemmen Winde, und der üdwind war's, der unseren Freund Goso tötete. Schäme ich!" Der Strick sprach: „Nur weil ich kein Häuptling in, darf mich das Messer schneiden." Da wurde das Messer geschlagen. Das rief: „Wißt ihr denn, wer ich in, und tat ich euch etwas?" „Wir wissen, wer du bist," ntworteten die Kinder; „du bist das Messer, welches den Strick durchschneidet; der Strick bindet die Katze; die Katze rißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; ie Mauer hemmt den Wind; der Wind warf die Frucht om Affenbrotbaum auf unseren Freund Goso, und Goso tarb! Schäme dich!" Das Messer sprach: „O, wäre ich in Häuptling! Kein Feuer dürfte mir etwas anhaben!" Da gingen die Kinder zum Feuer und schlugen es. „Was schlagt ihr mich?" rief dieses. „Ich habe euch nichts getan." Sie antworteten: „Du bist das Feuer, der Zerstörer des Messers; das Messer schneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind; der Wind warf die Frucht vom Affenbrotbaum auf unseren Freund Goso, daß er starb. Schäme dich!" Das Feuer sprach: „Wäre ich ein Häuptling, Wasser könnte mir nichts anhaben." Da schlugen sie das Wasser. Das sagte: „Was tat ich, daß ihr mich schlagt? Wißt ihr, wer ich bin?" Sie antworteten dem Wasser: „Du bist das Wasser; Wasser löscht Feuer, Feuer zerstört das Messer; das Messer zerschneidet Stricke; Stricke binden Katzen; Katzen fressen Ratten; Ratten bohren Löcher in Mauern; Mauern hemmen Winde, und der Südwind war's, der mit der Frucht des Affenbrotbaumes unseren Freund Goso

tötete. Schäme dich!" Da murmelte das Wasser: „Kein Ochse dürfte aus mir trinken, wenn ich ein Häuptling wäre." Auch den Ochsen schlugen die Kinder: „Was schlagt ihr mich?" fragte er. „Tat ich euch etwas?" Sie antworteten: „Du bist der Ochse, der Trinker des Wassers; das Wasser ist der Zerstörer des Feuers, das Feuer der Verderber des Messers; das Messer schneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Rotte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind; der Wind aber hat unseren Freund Goso getötet; denn er warf die Frucht des Affenbrotbaumes auf ihn." Kein Holzbock würde mich stechen, wäre ich ein Häuptling," sagte der Ochse. Da gingen die Kinder zum Holzbock und schlugen ihn. „Ihr schlagt mich?" rief der. „Warum? Was tat ich euch?" Sie sprachen: „Du stichst den Ochsen; der Ochse säuft das Wasser; das Wasser löscht das Feuer; das Feuer verdirbt das Messer; das Messer zerschneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind, und er war's, der mit der Frucht des Affenbrotbaumes unseren Freund Goso tötete." Da jammerte der Holzbock: „Keine Gazelle würde mich fressen, wenn ich Häuptling wäre!" Da gingen die Kinder und suchten, bis sie die Gazelle fanden. Sie schlugen sie, und sie rief: „Was tat ich euch, daß ihr mich schlagt?" Sie sagten: „Du bist die Gazelle, die den Holzbock frißt; der Holzbock sticht den Ochsen; der Ochse säuft das Wasser; das Wasser löscht das Feuer; das Feuer verdirbt das Messer; das Messer schneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind; der Wind war es, der mit der Frucht des Affenbrotbaumes unseren Freund Goso tötete. Schäme

ch, Gazelle!“ Die Gazelle schwieg. Die Kinder aber
:fen: „Sie war es, die ihn getötet hat! An ihr wollen
:r Rache nehmen!“

Und sie töteten die Gazelle.

---

## Der Hase, die Hyäne und der Löwe.

Märchen aus Mombassa.

Ein Hase[18]), ein Löwe und eine Hyäne hatten sich einen
arten angelegt. Eines Tages berieten sie miteinander,
:ß sie hingehen wollten, um zu sehen, wie alles in dem
arten gediehen wäre; denn es war die Jahreszeit, von
r sie reiche Ernte erhofften. Da der Weg, den sie
rückzulegen hatten, weit war, so schlug der Hase vor,
an solle unterwegs nicht stehen bleiben, sondern rüstig
›rwärts wandern.

„Wer stehen bleibt,“ fügte er hinzu, „den sollen die
ıderen auffressen.“

„Gut,“ sagte der Löwe und die Hyäne, „wir stimmen
r bei.“

---

[18]) Die Persönlichkeit des Fuchses ist in den Suahelimärchen
.rch den Hasen vertreten, dem von den ostafrikanischen Negern die=
ben Attribute beigelegt werden, wie im deutschen Märchen dem Fuchs.
:r Grund hierfür liegt in der Gewohnheit des Hasen, wie seines
:tters, des Kaninchens, fortwährend die Lippen zu bewegen. „Er
:iß überall Bescheid und möchte gern sprechen,“ sagen die Ein=
borenen. So wie im Deutschen die Redensart „du Fuchs du“
'e besondere Meinung hat, so braucht der Suahele die Worte:
e Sungura wee, du Hase oder Kaninchen du“. So erzählt eine
ıaheligeschichte, deren Inhalt mir teilweise entfallen ist, von der
hlauheit des Kaninchens bei dem Bau eines tiefen Brunnens.
le Tiere beteiligten sich an der Arbeit, nur das Kaninchen nicht.
s der Brunnen fertig war, paßten die Tiere genau auf, daß das
ige Kaninchen nun auch kein Wasser daraus bekommen sollte.
ıs Kaninchen aber wußte alle, außer der Spinne, zu hintergehen.

So schritten sie voran und hatten bereits eine gr Strecke hinter sich, als der Hase plötzlich stehen blieb.

Da rief die Hyäne:

„Seht, seht! Der Hase bleibt stehen! Er hat se Leben verwirkt."

„Ich denke nach!" sagte der Hase.

„Worüber?" fragten seine Kameraden.

„Ich denke nach über jene beiden Steine. Der ei ist groß, der andere klein; warum wächst der kleine nic daß er ebenso groß wird, wie sein Nachbar?"

„Er tut gut daran, darüber nachzudenken," sagte Löwe, und die Hyäne stimmte bei.

Dann schritten sie weiter.

Wieder blieb der Hase stehen.

„Seht, seht," sagte der Löwe, „der Hase ist stehen blieben! Er hat sein Leben verwirkt!"

„Ich denke nach," sagte der Hase.

„Worüber?" fragten seine Kameraden.

„Wenn die Menschen sich neue Kleider antun, w wird aus den alten?" sagte der Hase.

„Er tut gut daran, darüber nachzudenken," sagte Hyäne, und der Löwe gab ihr recht.

Wieder gingen sie weiter.

Da blieb die Hyäne stehen.

„Sie ist stehen geblieben! Sie darf nicht weiterleben rief der Hase.

„Ich denke nach!" sagte die Hyäne.

„Worüber?" fragten ihre Genossen.

„Über nichts!" antwortete sie.

Da fraßen der Löwe und der Hase die Hyäne au Der Löwe und der Hase wanderten weiter. Da blie abermals der Hase stehen.

„Du mußt sterben!" sagte der Löwe.

„Ich denke nach!“ entgegnete der Hase.

„Worüber?“ fragte der Löwe.

Der Hase wies auf eine Felsenspalte und sagte: „Siehst du jene Spalte? Unsere Vorfahren pflegten dort ein- und auszugehen; denn das Innere des Felsens ist eine geräumige Halle. Ich werde hineingehen, und wenn ich wiederkomme, sage ich dir, ob es ratsam ist für dich, und ob die Halle groß genug ist, daß du auch hineingehen kannst.“

Der Hase ging hinein, und als er wiederkam, sprach er zum Löwen: „Gehe du auch hinein.“

Da ging der Löwe; aber die Spalte war so eng, daß er stecken blieb und weder vor- noch rückwärts gehen konnte.

„Du bist stehen geblieben, Löwe!“ rief der Hase. „Du hast dein Leben verwirkt; aber ich schenke es dir!“

Damit verließ er den Löwen und ging weiter bis zu dem Garten, der ihm nun allein gehörte.





# Tiere und Menschen.

Eine Suahelisage.

Es war einmal ein Mann, der für sich und die Seinen die Tiere des Waldes und Feldes fing in Fallen, damit sie Fleisch zu essen hatten. Er war sehr geschickt im Erfinden neuer Fallen; daher konnte er täglich Fleisch essen; denn sobald er eine Falle gestellt hatte, fing sich ein Tier darin.

Eines Tages, als er wieder hinging, um zu sehen, was sich in seiner Falle gefangen hatte, fand er einen Affen darin. Er wollte ihn töten; aber der Affe sprach: „Schone meiner, du Kind des Menschen; laß mir das Leben. Rette du mich vor dem Regen, so kann ich dich vielleicht vor der Sonne erretten."

Da nahm der Mann ihn aus der Falle und ließ ihn laufen. Ehe er aber in dem Dickicht der Bäume verschwand, sprach der Affe zu dem, der ihm das Leben geschenkt hatte:

„Höre meinen Rat! Tue keinem Menschen Gutes; denn unter den Menschen gibt es keine Dankbarkeit. Tust du einem heute Gutes, so erweist er dir morgen Böses."

Am folgenden Tage saß eine Schlange in der Falle. Da wollte der Mann hinlaufen und seine Freunde rufen, daß sie ihm helfen sollten, die Schlange zu töten.

Sie rief ihn aber zurück und sprach:

„Komm zurück, du Kind der Menschen, rufe sie nicht, die mich töten würden. Schenke mir heute das Leben; du weißt nicht, welchen Dienst ich dir vielleicht schon morgen erweisen kann. Nur Menschen vergelten Gutes mit Bösem.“

Da ließ er ihr die Freiheit und das Leben.

Als der Mann am folgenden Tage zu seiner Falle kam, war ein alter Löwe darin. Den wollte er töten.

Da sagte der Löwe:

„Errette mich vor der Sonne, so will ich dich vor dem Regen schützen.“ Der Mann gab ihm die Freiheit. Ehe der Löwe fortlief, sagte er:

„Du hast mir Gutes erwiesen und sollst es nicht bereuen; denn ich bin kein Mensch. Menschen sind nie dankbar.“

Am anderen Tage war ein Mensch in die Falle geraten, den befreite der Mann.

Kurze Zeit darauf brach im Lande eine Hungersnot aus. Als der Mann, welcher so gut verstand, Fallen zu stellen, sah, daß er und die Seinen bald arg würden hungern müssen, sprach er zu seiner Mutter:

„Backe mir sieben Kuchen. Dann will ich fortgehen und sehen, wo ich etwas Speise finden kann. Vielleicht kann ich etwas Wild erlegen oder in der Falle fangen; vielleicht finde ich Früchte.“

Sie tat, wie er gebeten hatte, und er ging fort. Im Walde aber verirrte er sich, und es verging Tag um Tag und Nacht um Nacht, ohne daß er seinen Weg wiederfand. Von seinem Vorrat hatte der Mann schon sechs Kuchen verzehrt, und nur einer war ihm noch geblieben. Um ihn herum wurde der Wald immer dicker, die Wildnis

immer undurchdringlicher. Was sollte daraus werden? Da begegnete ihm ein Affe.

„Wo gehst du hin, du Sohn der Menschen?“ redete der den Verirrten an.

„Ich kann meinen Weg nicht finden; ich weiß nicht ein, noch aus!“ antwortete der Mann.

„Ruhe dich hier aus,“ sagte der Affe. „Jetzt will ich dir das Gute lohnen, was du mir tatest; denn ich bin es, den du aus der Falle ließest.“

Da ging der Affe in die Gärten und Plantagen der Menschen und stahl reife Bananen und brachte sie dem Manne.

„Nimm und iß,“ sagte er zu ihm; „ich werde dir auch noch Wasser bringen.“

Als nun der Mann sich geruht hatte und sein Durst und Hunger gestillt war, nahm er Abschied von dem Affen.

Einige Stunden später traf er einen Löwen. Sein Schreck war anfänglich groß, doch er konnte bald sagen, daß der Löwe ihm kein Leid tun wollte; denn er redete den Mann an und sprach:

„Woher kommst du, Sohn eines Menschen, und wohin willst du?“

Er antwortete:

„Ich habe mich im Walde verirrt und kann meinen Weg nicht finden.“

„Setze dich nieder,“ sagte der Löwe, „und ruhe dich aus, daß ich dir vergelten kann, was du an mir getan hast; denn ich bin es, den du aus der Falle befreit hast. Jetzt will ich dir helfen.“

Da ruhte der Mann sich aus, indessen der Löwe fortging und Wild zur Speise seines Schützlings fing.

„Iß dies,“ sagte er, als er zurückkam und zeigte dem

Iann eine Stelle im Walde, wo er Feuer machen und
as Fleisch rösten konnte. „Ich bin kein Mensch, deshalb
n ich dankbar für empfangene Guttaten."

Der Mann aß, und dann nahm er Abschied von dem
öwen.

Wieder war er eine weite Strecke Weges gewandert,
kam er auf eine große Plantage. Dort traf er ein
es Weib, die sprach ihn an:

„Wir haben bei uns einen Mann, der krank ist und
n Tod fürchtet. Kannst du Medizin bereiten, so komm
t zu ihm."

Er antwortete:

„Ich kann es nicht!"

Auf der Plantage fand er einen tiefen Brunnen, und
er sah, daß Wasser darin war, wollte er trinken, in
m Augenblick aber, als er sich niederbückte, sah er eine
oße Schlange in dem Brunnen, die rief:

„Du Sohn eines Menschen, warte auf mich."

Die Schlange kam aus der Tiefe heraufgekrochen
ıd sagte zu dem Manne:

„Entsinnst du dich meiner? Ich bin es, die du aus
r Falle errettet hast. Damals sagte ich zu dir: Schütze
ich vor dem Regen, so will ich dich vor der Sonne
hützen! Meine Zeit ist gekommen; denn ich kann dir
eine Dankbarkeit beweisen. Du sollst einsehen, daß du
ine Wohltat nicht an einen Menschen verschwendet hast.
ringe mir deine Tasche, daß ich sie dir fülle mit Dingen,
e dir von Nutzen sein werden."

Da gab der Mann ihr seine Tasche, und sie füllte
mit goldenen und silbernen Ketten. Als sie gefüllt
ar, sprach die Schlange: „Nimm dies und sei freigiebig
amit."

Dann wies sie ihm den Weg, den er einzuschlagen

hatte, um nach seinem Hause zu kommen. Als er nahe dabei war, traf er den Mann, den er aus der Falle befreit hatte. Der nahm ihm die Tasche ab und lud ihn zu sich in sein Haus, und seine Frau bereitete Speise für ihn. Während er davon aß, ging der Mann, dem er das Leben gerettet hatte, zum Sultan und sprach:

„Ein Fremder ist bei mir eingekehrt, aber er ist keines Menschen Sohn, sondern eine Schlange, und lebt in einem Brunnen. Er hat Macht, sich Gestalt zu geben, welche er will. Laß ihn festnehmen und nimm seine Tasche von ihm; die ist gefüllt mit Ketten aus Gold und aus Silber."

Der Sultan tat, wie ihm geraten war. Er ließ den Mann, der sich gegen Menschen und Tiere so freundlich gezeigt hatte, festnehmen und seine Hände binden; dann ließ er ihn in das Gefängnis werfen. Als er so gebunden und seiner Freiheit beraubt in dem Kerker saß, kam die große Schlange aus dem Brunnen und bedrohte die Stadt. Da fürchteten sich die Menschen und sagten zu dem Gefangenen:

„Sage der Schlange, sie soll uns verlassen!" Und sie ließen ihn frei und nahmen die Fesseln von ihm. Er ging zur Schlange und befahl ihr, fortzugehen. Die sprach:

„Nun du frei bist, werde ich gehen. Versprich aber, daß du mich rufst, sobald dir jemand ein Leid zufügen will."

Das versprach der Mann.

Fortan wurde er hochgehalten und geehrt im ganzen Lande. Und man fragte ihn:

„Warum hat der, dessen Gast du warst, dir Übles getan?"

Er erwiderte:

„Die Schlange, der Löwe und der Affe haben mich

gewarnt vor den Wohltaten, die ich einem Menschen erweisen würde. Sie haben recht gehabt und die Wahrheit gesprochen, wenn sie sagten, daß von allen lebenden Wesen der Mensch das undankbarste ist. Diesem Manne tat ich Gutes, und er hat es mir mit Bösem gelohnt."

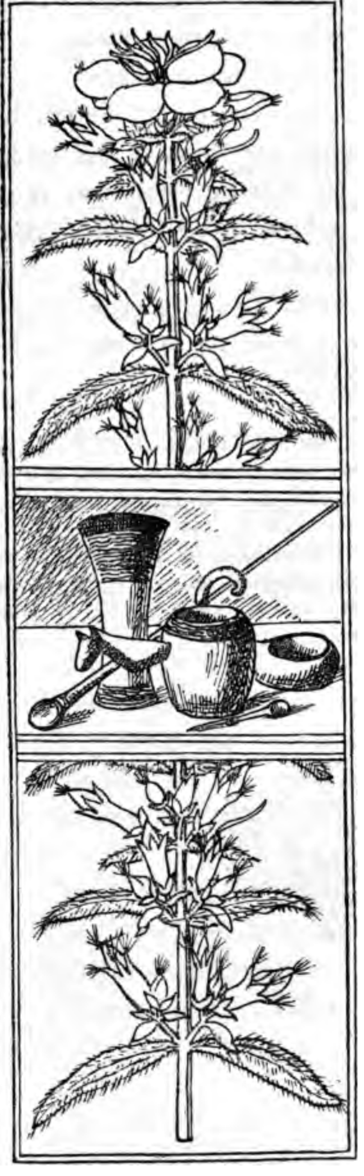
Der Sultan, da er diese Worte erfuhr, befahl, daß man den Mann, der sie gesprochen hatte, zu ihm brächte. Und er befragte ihn um die Meinung dessen, was er gesagt hatte. Als er nun erfuhr, wie sich alles verhielt, wurde er sehr böse und sprach:

„Dieser Undankbare verdient, daß man ihn in eine Schlafmatte lege und er ertränkt werde; denn er hat Gutes mit Bösem belohnt." [14])

---

[14]) Eine Matte, deren sich die Suahelis und die Araber an der Küste Ostafrikas bedienen, um darin zu schlafen, heißt Tumba. Sie hat die Form eines Sackes, der an einer Längsseite offen ist. Um sie während der Nacht zu benutzen und vor Kälte und Insekten geschützt zu sein, kriecht man vollständig in sie hinein, wickelt sie fest um den Körper und liegt schließlich auf der offenen Seite. Tumbas werden häufig als Särge benutzt, indem man den Leichnam in sie einnäht.





# Der träge Mahomed.[15])

Ein Sansibarmärchen.

Eines Tages kam zu dem Sultan Harun al Raschid ein junger Sklave, der sprach:

---

[15]) Dieses Sansibarmärchen ist die Wiedergabe einer der Erzählungen aus „Eintausend und eine Nacht" in etwas veränderter Gestalt. Die Araber haben diese und andere Sagen nach Sansibar gebracht, und dort sind sie je nach der Lebensweise der dort lebenden Mohamedaner etwas umgeändert, verkürzt oder verlängert worden. — „Trinke eine Schale Kaffee" ist in jedem arabischen Hause das Wort, welches der Begrüßung sofort folgt. Ein Ablehnen ist eine grobe Unhöflichkeit, da der Kaffee beim Araber etwa Salz und Brot des Russen vertritt. Auch das Anbieten eines Bades gehört zur arabischen Höflichkeit und Gastfreundschaft, sobald ein Besucher einen weiten Weg hinter sich hat. Je reicher ein Araber ist, desto mehr Sorgfalt verwendet er in seinem Hause auf die Baderäume, die jeden Tag mehrfach

„Meine Herrin Zubede sendet dir durch mich ihre rüße und läßt dir sagen, sie habe eine Krone gefertigt, der ihr noch ein Stein fehle. Sie fragt bei dir an, ob ihr den fehlenden geben kannst.“

Da suchte Harun al Raschid in seinen Schatzkammern; er wie sehr er auch suchte, es fand sich kein Stein, der oß genug gewesen wäre.

Endlich sagte Harun zu dem Sklaven:

„Bringe mir die Krone, damit ich selber sehe, ob ich is Gewünschte nicht herbeischaffen kann.“

Als die Krone gebracht wurde, sah er, daß sie aus stbaren Steinen gefertigt war. Er zeigte sie allen Großen :s Reiches und sprach zu ihnen:

„Sucht in euren Schätzen, bis ihr einen Stein findet, :r groß genug ist, um das Mittelstück dieser Krone zu lden.“

---

nutzt werden. Der Araber ist wahrscheinlich infolge seines in dieser eziehung wohltätigen Einflusses der Ostafrikaneger von Sansibar ıd Nachbargebiet ungemein reinlich an seinem Körper. Auch vor )er Mahlzeit wäscht der Araber sich die Hände, und es werden : Schalen mit dem Wasser in vornehmen Häusern stets vor Be- ın der Mahlzeit gereicht. — Das „Kanzu“ ist ein langes, feines, rchsichtiges Hemd, welches vom Hals bis zu den Füßen reicht d an der Brust ein wenig offen ist. Das „Kanzu“ ist oft das ızige Kleidungsstück und seine tadellose Reinheit der Stolz seines :sitzers. — Scheik ist eine Bezeichnung für alte arabische Männer, :ist für solche, deren Gelehrsamkeit ihnen einen gewissen Grad n Achtung ihrer Stammesgenossen sichert.

Sodani nannten ursprünglich die Araber die Insel Sansibar. :r Name hat im Laufe der Zeit allerlei Veränderungen erlitten, d ist z. B. in einem Afrika behandelnden Buche aus dem Jahre 19 als Zanzebar angeführt. — Der Ruf „Hodi“ an der Suaheli- ste ist gebraucht, um sich vor der Tür des Hauses, welches man treten will, anzumelden. Die Türen stehen in den arabischen iusern meist offen, und der Ankommende hat den Ruf „Hodi“ zu :ederholen, bis jemand antwortet oder an die Türe kommt; die ıtwort lautet entweder „Hodi“ oder „karibu“, d. h. „tritt ein“. s wäre ein arger Verstoß gegen jede gute Sitte, einzutreten, ohne ɔdi gerufen zu haben. Auch die Suahelis halten streng auf diese Form.

Sie taten, wie ihnen befohlen war; aber vergebens.

Da berief Harun al Raschid alle Kaufleute seines Reiches, versprach ihnen viel Gold und Silber, konnte aber auch von ihnen keinen Stein bekommen, der groß genug gewesen wäre.

Fast verzweifelte er daran, je zu erlangen, was er so eifrig suchte, als ein Mann zu ihm kam, der sprach:

„In der Nähe von Bagdad wirst du nicht finden, was du suchst. Aber sende nach Bassara; dort lebt ein Jüngling Namens Mohamed, mit Beinamen der Träge, der kann dir einen Stein geben, welcher groß genug ist, um die Mitte der Krone zu zieren.“

Da berief der Sultan seinen Vertrauten Mesruri Sayafi. Zu dem sprach er:

„Nimm diesen Brief und reise nach Bassara; dort gehe zu meinem Minister Mohamed Zabidi.“

Mesruri Sayafi machte sich alsbald auf den Weg und nahm ein großes Gefolge mit sich. Sein Weg führte ihn durch eine weite Wüste; als er die durchreist hatte, kam er nach Bassara. Da begab er sich sofort in das Haus Mahomed Zabidis; dem gab er den Brief, und er las ihn. Sobald er gelesen hatte, bat er Mesruri Sayafi in sein Haus zu kommen und sein Gast zu sein; er befahl, daß man ein großes Mahl bereite und setzte sich mit ihm hin und aß.

Als das Mahl beendet war, sprach Mesruri Sayafi zu seinem Gastgeber:

„Ich muß jetzt von dir scheiden; denn mir war befohlen, dir den Brief meines Herrn zu geben und gleich weiter zu ziehen nach dem Hause Mahomeds des Trägen. So laß nun mich und mein Gefolge weiter ziehen.“

Da nahmen sie Abschied voneinander, und Mesruri Sayafi zog weiter.

Als er nun zu Mahomed kam, gab er ihm den Brief Harun al Raschids. Ehe dieser ihn gelesen hatte, sprach er zu dem Boten:

„Tritt ein in mein Haus und trinke mit mir eine Tasse Kaffee!"

Mesruri Sayfi antwortete:

„Mein Auftrag war, dir den Brief meines Herrn abzuliefern und weiterzureisen, sobald du ihn gelesen haben würdest. Denn der Sultan befahl mir: „Verweile nicht, gib den Brief und laß Mahomed mit dir kommen!"

Als Mahomed dies gehört hatte, sprach er:

„Ich höre, und dem Wunsche des Sultans werde ich folgen. Erst aber bitte ich dich, in meinem Hause Kaffee zu trinken."

Mesruri Sayafi aber sprach:

„Mir wurde nicht befohlen, Kaffee bei dir zu trinken."

Mahomed antwortete:

„Du mußt von meinem Kaffee trinken."

Und er bat ihn inständig, bis er einwilligte und in das Haus trat und in das Empfangszimmer ging. Dorthin brachte man kleine Schalen starken Kaffees. Als nun Mahomed getrunken hatte, kam ein Sklave und legte ihm einen Beutel mit fünfhundert Denaren in den Schoß.

Mahomed sprach zu Mesruri Sayafi:

„Du bist tagelang in der Wüste gewesen und mußt dich ermattet fühlen. Erfrische deine Glieder in einem Bade."

Mesruri Sayafi ging in den Baderaum und fand die Luft dort voll süßen Rosenduftes; denn das Bad, welches man ihm bereitet hatte, war nichts anderes als feinstes Rosenwasser. Eunuchen kamen und bedienten ihn mit seidenen, weichen Handtüchern. Danach brachten ihm Sklaven neue kostbare Kleider, die gewebt waren aus

seidenen und goldenen Fäden. Die tat er an. Danach ging er wieder in den Empfangsraum und setzte sich nieder auf kostbare, weiche Polster. Als er sich alles ansah, was in dem Raume stand und auf dem Fußboden lag, sprach er zu sich selber: „Sogar meines Sultans Haus ist nicht eingerichtet wie dieses! Es ist das Schönste, was ich je sah!"

Man brachte Wasser in goldenen Schalen, und Mesruri Sayafi, sein Wirt und die Gäste, die anwesend waren, wuschen sich die Hände; denn es war ein Mahl bereitet worden, und junge Sklaven trugen es auf.

„Dergleichen aß ich noch nie!" dachte Mesruri Sayafi, indem er sich die Speisen munden ließ.

Darauf führte man ihn in ein Schlafgemach, und als Sklaven ihm sein Lager bereitet hatten, traten schöngekleidete Mädchen ein, die spielten auf wohltönenden Instrumenten und sangen Lieder, in denen sie Mesruri Sayafi priesen. Er schlief ein und wachte gestärkt wieder auf, als die Sonne am Himmel stand.

Sklaven standen an der Tür seines Schlafgemaches, die warteten, damit sie ihn in den Baderaum führten. Wieder fand er dort ein duftendes Bad bereitet, wieder brachte man ihm neue, goldgewirkte Kleider und führte ihn dann zu seinem Wirt in den Empfangssaal; dort speiste er zur Nacht, und als es spät und er müde war, wies man ihm ein Schlafgemach, dessen Einrichtung noch köstlicher war, als die des Raumes, in dem er vorher geruht hatte. Und er schlief bis zum andern Morgen. Als er seine Augen aufschlug, fand er, daß bereits Sklaven warteten, damit sie ihn zu seinem Bade führten. Als er gebadet hatte, gab man ihm neue Kleider und brachte ihm einen Beutel mit fünfhundert Silberstücken. Nachdem Mesruri

ayafi mit Mohamed den Morgenimbiß genommen hatte, rach er:

„Ich habe mich länger bei dir aufgehalten, als recht . Laß uns zu meinem Herrn ziehen.“

Aber Mohamed sprach:

„Verweile noch einen Tag; damit ich meine Maul-re beladen lassen kann mit Geschenken, die ich dem ultan bringen werde.“

Da verging noch ein Tag für Mesruri genau wie r vorige. Am folgenden Morgen war alles bereit zur ise. Vierhundert Maulesel waren beladen worden. ahomed ließ zwei Tiere satteln mit Goldsätteln und ch mit Steinen verzierten Zäumen und starken seidenen igeln; diese ritten er und sein Gast, und so zogen sie t großem Gefolge gen Bagdad.

Als die Sonne untergegangen war, wurden Zelte fgeschlagen für die Nacht. Das Zelt, in dem Mohamed id Mesruri Sayafi schliefen, war aus Seide, und die ähle, über welche der kostbare Stoff gespannt war, aren von Holz der Aloe geschnitzt.

Am andern Tage zogen sie weiter, und nach etlichen agen erreichten sie das Ziel ihrer Reise.

Mesruri Sayafi aber dachte:

„Wenn ich den Sultan spreche, so muß ich ihn fragen, ie dieser Mann zu seinem großen Reichtum gekommen ; denn ich entsinne mich, daß sein Vater noch ein öffent-hes Bad hielt.“

Als sie den Palast des Sultans erreicht hatten und arun al Raschid ihnen entgegentrat, fiel Mohamed zur rde und fragte:

„Darf ich zu dir sprechen?“

Da sagte Harun al Raschid:

„Sprich!“

Als Mohamed seine Augen aufhob und seine Lippen öffnete, tat sich das Dach des Hauses auf, und es erschienen Paläste und Gärten mit herrlichen Bäumen, deren Blätter Perlen und deren Früchte Korallen waren.

Der Sultan war sehr verwundert, als er das sah, und fragte:

„Woher kommt all dieser Reichtum? Wir wissen, daß du derselbe Mohamed bist, den die Leute den Trägen nennen, und dein Vater hielt ein öffentliches Bad. Wie also ist es gekommen, daß du zu so unermeßlichen Gütern gelangt bist?"

Mohamed erwiderte:

„Wenn du es befiehlst, so werde ich dir meine Geschichte erzählen. Ich habe all diese Geschenke dir mitgebracht, nicht, weil ich dich fürchte, sondern weil ich außer dir keinen Menschen weiß, der ihrer würdig ist. Jetzt laß mich dir erzählen, was mein Leben war. Als ich jung war, starb mein Vater und ließ meine Mutter und mich in tiefer Armut. Ich war zu faul, um zu arbeiten, ja zu faul, um zu essen; deshalb tat meine Mutter mir jeden Bissen in den Mund. Wenn ich lag, war ich zu faul, mich von einer Seite auf die andere zu wenden; meine Mutter tat es für mich. Die Speise aber, die wir aßen, mußte meine Mutter erbetteln, und das währte fünfzehn Jahre. Eines Tages kam sie heim und brachte fünf Silbermünzen mit, die man ihr geschenkt hatte. Diese gab sie mir und sprach:

„Nimm diese Münzen und gib sie dem Scheik Abalmathfar, der sein Schiff rüstet, um damit nach China zu reisen. Bitte ihn, daß er dir für das Geld Waren kaufe, die du hier mit Vorteil verkaufen kannst; denn der Scheik ist ein frommer Mann, der die Armen liebt. Gehe nun zu ihm und bringe ihm das Geld."

Ich aber antwortete:

„Wie kann ich gehen!"

Da wurde sie zornig und drohte.

„Gehst du nicht zu ihm, so bist du nicht länger mein Sohn. Weder Speise noch Trank werde ich dir reichen, und wenn du in der Sonne liegst, werde ich dich liegen lassen. Wenn dich hungert, werde ich dich sterben lassen!"

Sie schwor bei Allah, zu tun, wie sie sagte; deshalb willfahrte ich ihr und ließ sie mir meine Sandalen antun und mein „Kanzu". Dann ließ ich mir von ihr einen Stock geben, damit ich mich stützen konnte, und meine Mutter mußte mich aufrichten. Darauf sagte ich zu ihr:

„Nun stelle dich hinter mich und schiebe mich, daß ich vorwärts komme." So gingen wir nun langsam voran, bis wir das Ufer erreichten. Dort suchten wir den Scheik Abalmathfar und fanden ihn, geschäftig seine Güter an Bord bringen. Als er mich sah, rief er erstaunt:

„Was ist vorgefallen, daß du hierher kommst?" Ich gab ihm die Münzen und sagte ihm, was mich zu ihm führte. Er versprach, meine Bitte zu erfüllen, und ich ging heim, um mein altes Leben weiterzuführen. Der Scheik begab sich auf die Reise nach China, und er und seine Freunde machten dort ihre Besorgungen, vergaßen aber mich und meine fünf Silberstücke. Zwei Tage war er schon wieder auf der Rückreise, als ihm plötzlich sein Versprechen an mich einfiel.

„Wir müssen zurückkehren," sprach er zu seinen Reisegefährten, „denn ich habe Mahomed dem Trägen versprochen, Waren für ihn zu kaufen." Davon aber wollten die anderen nichts hören, sondern sie beschlossen, daß jeder der Reisenden einen kleinen Teil der Einkäufe, die sie für sich gemacht hatten, für mich hingeben sollten. Das geschah. Als sie weiter reisten, kamen sie zu einer Insel,

die hieß Sunudi. Dort warfen sie Anker, gingen an Land und sahen sich die Stadt an. Vor einem der vielen Läden sahen sie einen Affen, der war festgebunden, und andere Affen kamen und schlugen ihn. Das tat dem Scheik leid; deshalb ging er zu dem Eigentümer des Tieres und kaufte es von ihm mit dem Gelde, welches ich ihm gegeben hatte. Er meinte, der Affe wäre gut für mich, um damit zu spielen; denn er wußte, daß ich jeder Arbeit abhold war.

Wenige Tage später landete der Scheik sein Schiff bei einer Insel, die hieß Sodani; ihre Einwohner nährten sich von Menschenfleisch. Als nun das Schiff ankam, gingen sie an Bord, banden alle, die darauf waren, töteten sie und fraßen sie auf. Der Scheik Abalmathfa und zwei andere Männer waren verschont geblieben; doch am anderen Morgen sollten auch sie sterben. Aber während der Nacht stand der Affe auf von seinem Lager, ging zu den drei Männern, löste ihre Bande, und alsbald machten sie sich eilig auf den Weg nach ihrem Schiff. Das fanden sie noch genau so vor, wie sie es verlassen hatten. Da machten sie es zur Abreise fertig und flohen. Während der Seereise tauchten die Männer, welche mit dem Scheik geflohen waren, nach Perlen, und als der Affe das sah, sprang er ebenfalls ins Wasser. Der Scheik wurde sehr betrübt; denn er meinte nicht anders, als daß der Affe ertrunken sei. Doch als die Männer aus dem Wasser emportauchten, kam auch der Affe mit ihnen und brachte Perlen, die schöner und größer waren als alle anderen. Die gab er dem Scheik.

Dieser sprach:

„Ohne den Affen wären wir alle ums Leben gekommen. So laßt uns jeder zwölfhundert Silberstücke geben als den Preis für unser Leben. Das Geld aber, die Perlen und der Affe gehören Mahomed dem Trägen."

Er selber sammelte das Geld ein, legte es zu den Perlen, band alles zusammen und zeichnete das Paket mit meinem Zeichen. Als das Schiff nun bald darauf bei Bassara landete, feuerten seine Insassen fünf Schüsse ab, damit die Bewohner der Stadt wüßten, daß sie kämen. Auch meine Mutter erfuhr von der Ankunft. Sie kam zu mir und sprach:

„Der Scheik Abalmathfar ist gekommen; gehe zu ihm und frage ihn nach den Sachen, die er dir gekauft hat.“

Ich sprach:

„Ich kann nicht aufstehen, hilf mir.“ Das tat sie; auch legte sie mir meine Schuhe an, warf mir mein Kanzu über und schob mich vorwärts; genau so, wie sie es vordem getan hatte.

Der Scheik empfing mich freundlich, reichte mir die Hand und fragte mich nach meinem Ergehen. Dann sagte er, daß meine Güter zu mir gebracht werden würden. Und wir gingen heim, wie wir gekommen waren. Daheim legte ich mich sogleich wieder hin. Nach einer kleinen Weile kam ein Mann, der brachte mir einen Affen und sagte:

„Der Scheik Abalmathfar sendet ihn dir und grüßt dich.“ Ich nahm das Tier, und der Mann, der es gebracht hatte, ging seiner Wege. Ich aber rief meine Mutter, zeigte ihr den Affen und sprach:

„Siehe, was der Scheik mir mitgebracht hat! Hier kauft man zehn Affen für ein Silberstück, und er hat fünf für diesen einen gegeben.“ Noch hatte ich diese Worte nicht beendet, als ein Mann an der Tür stand, der rief:

„Hodi!“

Ich hieß ihn eintreten, und er kam herzu und händigte mir einen Bund Schlüssel ein. Hinter ihm her aber kamen Männer mit großen Kästen, und der Mann sprach:

„Diese Schlüssel gehören zu den Kästen.“

„Was soll ich mit ihnen?“ fragte ich.

„Sie sind dein. Denn sie enthalten, was der Scheik für dein Geld für dich gekauft hat.“

Ich aber wurde unmutig; denn ich meinte nicht anders, als daß der Scheik mich armen Mann narren wollte. Der die Sachen gebracht hatte, rief:

„Bei Allah! Der Scheik ist nicht ein Mann, der mit der Armut Spott treibt. Er selber wird zu dir kommen und mit dir reden.“

Schon hörte ich die Stimme des Scheiks „Hodi“ rufen an meiner Tür; da stand ich auf, ging ihm entgegen und begrüßte ihn. Der Scheik erklärte mir darauf, wie alles so wunderbar gekommen sei, und ich war von Herzen froh und ihm dankbar, daß unsere Armut beendet war. Als er fortgegangen war, sah ich mir den Inhalt der Kisten und Kästen an und fand meine Erwartungen weit übertroffen.

Meine Mutter war anfangs stumm vor Staunen und Freude; dann sprach sie:

„Allah hat meinen Sohn reich gesegnet, ihm sei Dank! Nun aber, mein Sohn, zeige, daß du seiner Güte wert bist. Gehe hin, suche dir ein Haus, richte einen Laden ein mit den Waren, welche der Scheik dir gebracht hat, und arbeite.“

Das tat ich denn auch. Wenn ich in meinem Laden saß, so war mein Affe an meiner Seite, oder er ging des Morgens fort und kam am Abend zurück; dann hatte er stets einen Beutel mit Silber- oder Goldstücken im Maule, die legte er vor mich, und ich nahm das Geld und verwahrte es. Unsere Mahlzeiten teilten wir miteinander und waren gute Freunde. Auf diese Weise verging eine geraume Zeit. Da eines Abends geschah etwas, was mich

mit Staunen und Schrecken erfüllte. Mein Affe war den ganzen Tag über von mir fort gewesen, und als er heimkam, begrüßte er mich mit Worten, wie Menschen zu sprechen pflegen. Ich erwiderte den Gruß, war aber doch unruhig ob solch seltsamen Vorkommnisses. Der Affe sah meine Besorgnis und sprach:

„Fürchte dich nicht, Mahomed; denn ich bin kein gewöhnlicher Affe, sondern der Gott der Gläubigen hat mich geschaffen, daß ich dir diene und zu Glück und Reichtum verhelfe. Dein Reichtum ist jetzt groß; aber eins fehlt dir noch; denn du hast kein Weib. Ich habe dir im Auftrag Allahs ein Weib ausgesucht, das du heiraten mußt.“

Da fragte ich:

„Wer ist das Weib?“

Er antwortete: „Morgen mache dich bei Sonnenaufgang auf den Weg und gehe auf den Markt. Nimm mit dir deine besten Sklaven; reite ein Maultier, dessen Sattel und Zügel sehr kostbar sind, und du selber kleide dich in deine besten Kleider. Auf dem Markte wirst du einen alten Mann sehen, der trägt die Tracht der Priester des Höchsten. Ihn rede an und sage ihm, daß du seine Tochter zum Weibe begehrst. Er wird von dir großen Reichtum fordern für seine Tochter. Gib ihn hin; denn wenn du das Weib hast, wird dein Gut sich mehren.“ Nachdem der Affe so gesprochen hatte, legte ich mich nieder und schlief. Am anderen Tage tat ich, wie das Tier mir gesagt hatte, und alles kam genau so, wie mir prophezeit worden war. Der alte Mann gab mir seine Tochter zum Weibe, und als ich heimkam, war ich ein verheirateter Mann. Ich erzählte dies dem Affen. Der sprach:

„Wann wirst du dein Weib aus dem Hause ihres Vaters holen?“

Ich sagte es ihm. Er darauf zu mir: „Wenn du in das Haus des Mannes gehst, dessen Tochter du gefreit hast, so wirf einen Blick in den Hof des Hauses. Zu deiner Linken wirst du eine Türe sehen, an ihr hängt ein Ring, den kannst du öffnen mit dem Schlüssel, der daran hängt; tue es und gehe in den Raum. In ihm wirst du einen großen Kasten gewahren, auf dem ein Topf steht; in diesem ist ein Gefäß mit Wasser. Links davon steht ein roter Hahn und rechts ein Messer, dessen Inschrift einen Zauber ausübt. Mit diesem Messer schlachte den Hahn und dann wasche das Messer in dem Gefäß. Danach wirst du sehen, daß der Kasten sich öffnet, und ein großer Schatz wird vor dir liegen, von dem niemand weiß, daß er da ist. Er soll dein sein; denn so will es Allah, der mich erkoren hat, dir der Überbringer irdischen Glückes zu sein. Tue genau, wie ich dir sagte; denn nun liegt es in deiner Hand, glücklich oder unglücklich zu sein. Mein Auftrag ist zu Ende, und ich werde hingehen, wo ich hergekommen bin."

Ich dankte dem Affen und versprach, seinen Ratschlägen zu folgen.

Ich tat es auch. Aber man denke sich meinen Schreck, als ich plötzlich im Nebenraum das Mädchen, welches ich gefreit hatte, rufen hörte: „Der Affe raubt mich, er raubt mich!"

Ich ging alsbald hin, von wo die Stimme gekommen war, und fand, daß mein Weib fort war. Mir war zumute, als sollte ich verrückt werden! Der Vater meiner Frau gebärdete sich auch wie ein Wahnsinniger, als ihm die Nachricht gebracht wurde. Gleich einem Rasenden stürzte er auf mich los und schrie:

„Was jetzt geschehen ist, wollte er lange schon tun. Ich litt es nicht und fesselte ihn durch den Zauber, den

du gelöst hast. Mit Tränken habe ich ihn gezwungen, Affengestalt anzunehmen! Jetzt ist alles vorbei! Gehe fort von mir, denn ich liebte mein Kind und traure darum! Dich aber verfluche ich, der du an dem Unheil schuld bist! Eile, mach', daß du fortkommst, damit ich dir in der Bitterkeit meines Herzens kein Leid zufüge."

Da verließ ich den alten Mann. Nirgends aber fand ich Ruhe, sondern irrte umher wie ein Heimatloser. Auf meiner Wanderung kam ich in einen dichten Wald. Überall suchte ich mein verlorenes Weib. In dem Walde sah ich zwei Schlangen, eine weiße und eine schwarze. Die weiße wurde von der schwarzen verfolgt. Da tötete ich die schwarze. Die weiße verschwand, kam jedoch bald zurück mit drei anderen Schlangen, die ihr genau glichen. Diese vier nun machten sich daran, den Körper der toten Schlange zu zerstückeln, und ich hörte sie sagen: „Wir werden es dir Dank wissen, was du uns getan."

Danach fragten sie:

„Bist du nicht Mahomed, den sie den Trägen nennen?" Ich bejahte es.

„Wir werden dir Dank wissen," sagten sie wieder; „denn wir kennen deine Geschichte und wissen, wen du suchst. So Allah es will, wirst du dein Weib wieder haben."

Damit gingen sie von dannen und kehrten zurück mit einem Manne, der war übernatürlich groß. Den fragten sie, ob er die Geschichte meines Weibes kenne. Er sprach:

„Ich weiß, wo sein Weib ist. Ich weiß auch, daß der, der sie geraubt hat, kein Affe war, sondern ein Jin, der die Gestalt eines Affen hatte annehmen müssen. Er hatte jahrelang danach gedürstet, das Mädchen zu besitzen; doch ein Zauber band ihn. Nun er erlöst ist, hat er seinen Wunsch erfüllt, und er ist wieder geworden, was er war.

Er fand aber, daß die Welt zu eng für ihn war, und deshalb ist er in die Stadt der Nuhas gegangen."

Als er gesprochen hatte, befahlen ihm die Schlangen: „Trage diesen Mann hier in jene Stadt."

Er sprach:

„Euren Befehl werde ich ausführen," und der Mann bückte sich, indessen die Schlangen mir halfen, auf seinen Rücken zu steigen. Dabei sagten sie:

„Dieser Mann ist ein Marid; deshalb nenne nicht den Namen Allahs, während er dich trägt, sonst verschwindet er. Die Mariden vertragen es nicht, daß der Name Allahs in ihrer Gegenwart genannt wird."

Danach flog der Mann auf mit mir, hoch hinauf zu den Wolken, so daß ich schließlich nichts mehr sehen konnte von der Erde, die weit unter uns lag. Da hörte ich in den Wolken den Gesang der Engelchöre, die den Höchsten priesen. Zu gleicher Zeit sah ich einen Jüngling von wunderschöner Gestalt, dessen Turban war aus grünem Stoff geschlungen, und er trug in der Hand ein Wurfgeschoß.

„Stimme ein in den Lobgesang," rief er mir zu, „oder ich töte dich mit dieser Waffe."

Da tat ich meinen Mund auf und pries Allah. In demselben Augenblick fühlte ich, daß ich von dem Rücken des Mannes glitt, der mich trug, und ich sank hinab, der Erde zu. Der Jüngling aber, der zu mir gesprochen hatte, traf den Mann mit seiner Waffe, und er verschwand vor meinen Augen. Ich sank weiter, immer weiter, bis ich plötzlich fühlte, daß Wellen über mir zusammenschlugen und mich dann wieder hoch emportrugen. Ich war in das Meer gefallen. Leute in einem Fischerboote gewahrten und retteten mich. Sie gaben mir zu essen und zu trinken; aber wir konnten uns nicht verständigen; denn

sie redeten nicht meine Sprache und ich nicht die ihre. Als wir an Land kamen, führten sie mich zu ihrem König; der sprach arabisch und fragte mich, woher und wohin, und ich gab Antwort, so gut ich konnte. Danach überwies er mich seinem Minister und befahl ihm, für mich zu sorgen. Dieser tat es auch, und ich konnte ruhen und mich pflegen, soviel ich wollte. Das Zimmer, in dem ich wohnte, blickte auf einen großen Garten, durch welchen ein schöner, wasserreicher Fluß floß. Eines Tages überkam mich die Lust, in der klaren Flut zu baden, und ich stieg hinab in den Garten und badete. Hernach ging ich dem Laufe des Stromes nach, weiter, immer weiter, ohne zu wissen oder auch nur daran zu denken, wohin mein Weg mich führen würde. Plötzlich rief mich eine Stimme bei Namen. Ich wandte mich um und sah einen Reiter vor mir, der sprach:

„Deine Wohltat soll dir belohnt werden. Kennst du mich?“ Ich wußte jedoch nicht, wer er war. Darauf sprach der Mann weiter:

„Ich bin der Bruder der weißen Schlange und schulde dir Dank für sie.“ Und dann gebot er mir, mich hinter ihn auf sein Pferd zu setzen.

„Wir sind nahe der Stadt Nuhas,“ sprach der Mann und im sausenden Galopp ging's vorwärts, bis wir auf einer Anhöhe waren, von der aus ich im Tal einen Fluß fließen sah. Dort stiegen wir ab. Als ich mich nach meinem Führer umblickte, war er verschwunden. Noch stand ich und bedachte, was ich wohl tun sollte, da hörte ich meinen Namen rufen und mich grüßen. Ich erwiderte den Gruß und sah vor mir einen Mann stehen, der sprach:

„Ich bin ein Bruder der weißen Schlange. Wir sind unserer drei und sind dir alle drei zu Dank ver-

pflichtet. Ich tue deshalb für dich, was in meinen Kräften steht. Siehst du jene Stadt?“ fuhr er fort, in das Tal weisend. „Das ist Nuhas.“

„Wie aber,“ fragte ich, „kann ich da hineingelangen?“

Darauf gab mir der Mann ein Schwert in die Hand.

„Nimm dies,“ sprach er; „die Zeichen, welche du darauf siehst, sind Zauberformeln. Die Tore der Stadt werden sich dir öffnen, wenn du dies Schwert in der Hand hast. Ohne seine Zauberkraft ist es unmöglich für Menschen, in die Stadt zu gelangen. Folge dem Laufe des Stromes, den du von hier aus siehst, dann wirst du bald am Ziel deiner Reise sein.“

Ich ging also den Fluß entlang, und da ich vor den Toren von Nuhas stand, öffneten sie sich von selber. So ging ich denn immer, mein Schwert in der Hand, in der Stadt umher, sah alle Einwohner und wurde doch von ihnen nicht gesehen; denn die Zauberformeln des Schwertes waren von großer Macht. Lange wanderte ich in den Straßen umher; endlich fand ich, die ich suchte: mein Weib! Auf den ersten Blick hatte ich die schmerzlich Vermißte erkannt, und sie sah und erkannte mich auch sofort. Voller Freude begrüßten wir uns.

„Wie kamst du hierher?“ fragte ich sie.

„Der Affe hat mich hergebracht!“ entgegnete sie, und nun erzählte sie mir den ganzen Vorgang, wie er seit Jahren sie zum Weibe begehrt habe, aber durch einen Bann von ihr fern gehalten worden sei. Nun dieser Bann gebrochen, habe er sie gezwungen, mit ihm zu gehen von Ort zu Ort und von Land zu Land. Nirgends aber habe er sich wohl gefühlt, als allein hier in Nuhas, wo kein menschlich Wesen lebe. Augenblicklich sei er verreist, fügte sie hinzu, und nun ich da sei, sei ja alles gut, denn nun würde ich sie mit mir fortnehmen. Dann erzählte ich ihr, wie es mir

gelungen sei, an jenen Ort zu kommen, und sie hörte mir mit fliegendem Atem zu. Als ich geendet hatte, sagte mein Weib: „Hier muß alles den Willen des Affen tun, der mich geraubt hat! Aber ich will dir sagen, was du zu tun hast, um die Jins dir untertan zu machen. Du wirst an einer Eisenstange einen Topf hängen sehen, in dem ist Weihrauch. Den nimm, zünde ein Feuer an und räuchere, indessen du den Namen Allahs anrufst. Alsbald werden alle Jins vor dir erscheinen und nach deinen Befehlen fragen."

Ich tat, wie sie mir gesagt hatte, und alsbald erschienen Wesen vor mir, welche nichts anderes als Jins sein konnten: Krüppel und Lahme, Klumpfüßige, solche mit einem Arm oder mit einem Auge, und alle waren von gleich abschreckender Gestalt.

„Wir sind deine Diener!" riefen sie, „befiehl!" Und ich sprach:

„Wo ist der, welcher mein Weib mir geraubt hat?" Sie antworteten:

„Er ist verreist, aber jeden Augenblick kann er heimkehren!"

Da sprach und befahl ich:

„Bringt ihn gebunden vor mich!"

Im Nu waren sie alle verschwunden, um nach wenigen Augenblicken zurückzukehren, den Jin in ihrer Mitte und gebunden.

„Hast du," redete ich ihn an, „mir mein Weib geraubt?"

Winselnd gestand er es, meine Gnade anflehend. Ich aber rief:

„Als Lohn für deine Übeltat werde ich dich in eine metallene Flasche zwingen und in die See werfen." Ihm geschah, wie ich gesagt hatte.

Danach befahl ich den Jins, alles, was an Gold und Goldeswert in Nuhas sei, in mein Haus zu schleppen und schließlich mein Weib und mich in meine Heimat zu bringen. Alles wurde mit schier unglaublicher Schnelligkeit ausgeführt. Daheim aber war große Freude, als wir dort erschienen, und unsere Hochzeit wurde noch einmal gefeiert mit allem Pomp, welchen unser Reichtum uns gestattete.

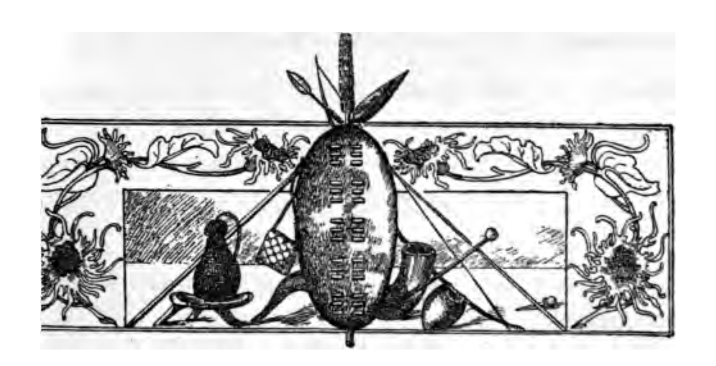
Alle diese Dinge, großer Sultan, die ich dir bringe, bitte ich dich anzunehmen als ein Zeichen, daß ich ihrer niemand außer dir für würdig erachte."

„Ich danke dir," sprach der Sultan; „nun aber bitte ich dich, hier in Bagdad zu bleiben; gehe nicht wieder zurück nach Bassara!"

Darauf erwählte er Männer, wert seines Vertrauens, sandte sie nach Bagdad und ließ alle Güter Mahomeds von ihnen nach Bagdad bringen.

Mahomed und sein Weib aber lebten fortan in Glück und ungestörtem Frieden noch viele Jahre daselbst.





# Drei Worte.

Sansibarsage.

Ein Geizhals pflegte Leute, in deren Schuld er stand, ı betrügen; deshalb war es für ihn nach und nach schwer ɛworden, solche zu finden, die ihm Waren verkauften oder 'ienste leisteten.

„Er gibt uns doch nicht, was uns zukommt," sagten :e Menschen und wollten mit ihm nichts zu tun haben.

Eines Tages hatte der Geizhals kostbares Glas ge- ıuft. Da er ein schwacher, alter Mann war, konnte er ie schwere Kiste mit dem Glas nicht selber tragen und ıußte jemanden suchen, der es für ihn täte.

„Entweder bezahle ich dir deine Mühe in Geld," ıgte er zu einem Manne, der sich zu dem Dienste bereit rklärt hatte, „oder ich werde dir drei Worte sagen, die ir im Leben von Nutzen sein werden. Wähle!"

„Sage mir die drei Worte!" entgegnete der Mann. 'ann nahm er die Kiste, setzte sie sich auf seinen Kopf[16])

[16]) Die Sitte, Lasten auf dem Kopfe zu tragen, ist wohl eine ziemlich bei allen Negerstämmen übliche. Es ist erstaunlich, welch ' Gewicht ein Schwarzer auf diese Weise ohne Ermüdung weite recken tragen kann. In Süd- und Ostafrika benutzen die Leute ıen aus Gräsern geflochtenen Teller, den sie zwischen Schädel und ſt schieben, und der vor zu großem Drucke schützt.

und trug sie eine Strecke Weges. Als er sich ausruhe wollte, sprach er:

„Herr, ein Drittel des Weges habe ich hinter mi gib mir eins der drei Worte zu wissen."

Da sprach der Geizhals:

„Glaube dem nicht, der dir sagt, Sklaverei sei bess als Freiheit."

Der Träger nahm seinen Weg wieder auf. In seine Innern aber dachte er:

„Dieser Mensch ist schlimmer als ein Geizhals; den er ist ein arger Betrüger."

Nach abermals einer Weile setzte er die Kiste nied und sprach:

„Ich will ausruhen! Sage mir das zweite Wort.

Der Geizhals sprach:

„Sollte sich jemand finden, der dir sagt, Arm bringe Glück, und Reichtum Unglück, so glaube es nicht.

Wieder hob der Mann seine Last auf den Kopf un trug sie bis vor das Haus des Geizhalses.

„Welches ist das dritte Wort?" fragte er diesen.

„Erst setze die Kiste nieder!"

„Nein, erst sage das Wort!"

„Glaube niemandem, der es versucht, dir einz reden, Hunger tue nicht weh," lauteten die Worte d Geizhalses.

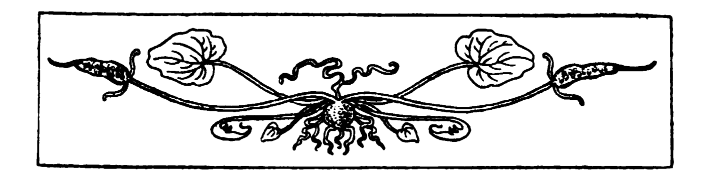
„Gehe zur Seite, Herr," rief der Träger der Kis „damit ich meine Last niedersetze!" Dabei ließ er s mit großem Krach zur Erde fallen.

„Was hast du getan?" jammerte der Geizhals.

„Du hast mein Glas zerbrochen!"

Da sprach der Mann:

„Wenn jemand kommt, der dir sagt, es sei etwa anderes als Scherben in der Kiste, so glaube ihm nicht.



## Der Wind.

### Eine Buschmannsage.

In früheren Zeiten war der Wind ein Mensch, und als solcher ging er umher und schoß die Tiere des Feldes. Da wurde er plötzlich in einen Vogel verwandelt. Da er nun nicht mehr auf die Jagd gehen konnte, breitete er seine Flügel aus und flog in die Berge und verbarg sich in einer Kluft. Diese Kluft wurde seine Heimat. Nur wenn er die Kraft seiner Schwingen üben will, dann verläßt er die Berge und fliegt weit über die Erde; aber die Menschen sehen es nicht, daß er ein Vogel ist. Wenn er fliegt, dann läßt er seine Blicke weithin schweifen und sucht sich Nahrung. Sobald er seinen Hunger gestillt hat, kehrt er zurück in seine Kluft, und dort schläft er, bis er gestärkt wieder erwacht und von neuem seinen Flug über die Erde beginnt.





# Die verlorenen Kinder Gottes.

Eine Madagaskarsage.

Der Erschaffer der Welt, der Geist, von dem alles Leben ausgeht, Gott, hatte zwei Söhne. Diese stiegen hernieder auf die Erde und nahmen zwei Pflegerinnen mit sich; denen vertraute Gott sie an. Diese beiden Weiber hießen Rakoriaho und Ravao. Die Söhne Gottes aber waren eines Tages verschwunden, und Rakoriaho und Ravao gingen aus, um sie zu suchen; aber auch diese beiden kamen nicht wieder. Da machten sich alle Wesen und Dinge auf der Erde auf die Wanderschaft, um die Verlorenen wiederzufinden. Die Steine, die Bäume, die Menschen, das Wasser — alles, was lebte und nicht lebte, suchte. Aber es half nichts; die Vermißten kamen nicht zurück. Endlich fragten die Menschen bei Gott an, ob er nicht sagen könne, wo man zu suchen habe. Als Gott die Bitte der Menschen hörte, sprach er:

„Jeder Mensch, jeder Stein, jedes Tier, jeder Baum und das Wasser soll aufhören zu suchen und bleiben, wo es gerade ist."

Es waren aber manche Steine auf ihrer Wanderung tief in das Erdinnere eingedrungen. Als nun das Wort Gottes, welches ihnen befahl, nicht weiter zu suchen, sie traf, blieben sie an Ort und Stelle liegen und liegen noch

dort. Auch Tiere befanden sich tief in der Erde und mußten von nun an dort wohnen bleiben, so der Maulwurf, die Schlange und alles Gewürm.

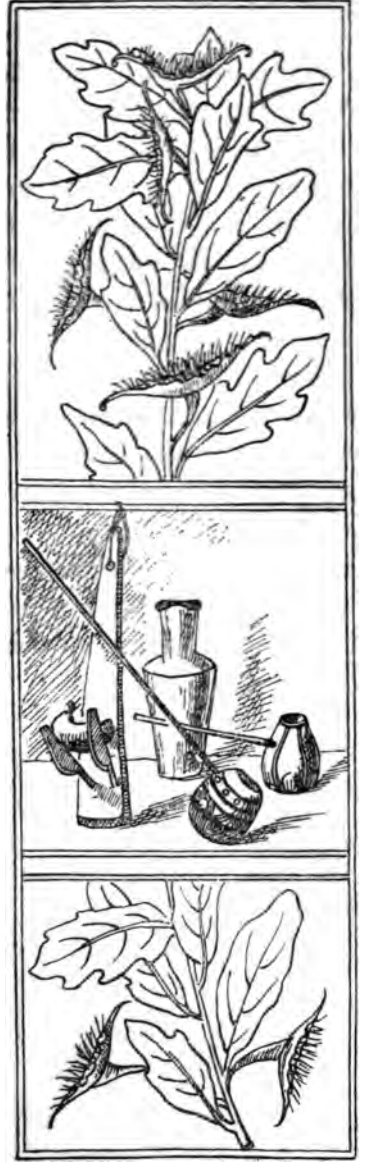
Auch die Bäume hatten sich teilweise in den Erdboden verborgen; deshalb sind bis auf den heutigen Tag ihre Wurzeln darin versteckt. Andere, welche bereits tiefer gewandert waren, blieben dort liegen. Man findet ihrer an manchen Stellen große Mengen tief unter der Erdoberfläche. Die Menschen waren suchend weit über die Erde gezogen und hatten sich nach allen Richtungen hin zerstreut. Daher kommt es, daß es überall, in allen Ländern Menschen gibt.

Das Wasser wurde angeklagt, daß es schuld daran trage, daß die Söhne Gottes und ihre Wärterinnen verloren waren. Deshalb sprach Gott zu dem Wasser:

„Weder bei Tag noch bei Nacht sollst du Ruhe finden, bis Rakoriaho und Bavao gefunden sind.“

Seitdem rauschen die Wasser unaufhörlich auf und nieder, ohne jemals zur Ruhe kommen zu können, und immer noch suchen sie nach den Kindern Gottes und ihren Wärterinnen.





## Viel Suchen wirbelt Staub auf.[17])

Eine Betschuanageschichte.

Ein Mann ging in den Wald, um Holz zu

---

[17]) In der Betschuanasage „Viel Suchen wirbelt viel Staub auf" ist eine unverkennbare Gleichheit des Aufbaues mit der Erzählung Goso, eine Geschichte aus Mombassa, zu finden. Diese Übereinstimmung des Aufbaues, der Ideen, ja der Worte der verschiedenen Sprachen ist zwar überraschend, wenn man bedenkt, daß die Neger Afrikas sich untereinander absolut nicht verstehen, sowie sie verschiedenen Ländern angehören; dennoch ist sie natürlich durch die enge Verwandtschaft, in welcher scheinbar sämtliche Afrikaneger zueinander stehen. Wir finden das Wort nyoko sowohl bei den Kapkaffern, Zulus und Suahelis, bei allen dreien heißt es: Schlange, und dennoch sind die drei Sprachen im ganzen sehr verschieden voneinander trotz gelegentlicher Übereinstimmungen, die nur den gleichen Stamm bedeuten. Auch bei den im Südwesten Afrikas wohnenden Hereros fanden sich Worte, welche eine entschiedene Vetternschaft

fällen. Er suchte nach Bäumen, die gutes, gesundes Holz hatten, aber er konnte keine finden. Schließlich erstieg er einen hohen Felsen, und von ihm aus sah er, was er suchte. Da nahm er einen großen Stein und rollte ihn hinab auf den Baum zu. Der Stein rollte in die Tiefe und schreckte einen Bock auf, welcher im Busche lag und schlief. Der Bock lief tiefer hinein in den Busch und traf auf einen Büffel. Der sprang auf; denn er fürchtete sich vor dem Bock. Ein Mann aber jagte in demselben Busch. Als der Büffel ihn sah, tötete er ihn. Kaum war der Mann tot, so versammelten sich Aasvögel an der Stelle. Da die Menschen von weither die Vögel in der Luft schweben sahen, liefen sie eilends hinzu, um zu sehen, was geschehen sei. Da fanden sie den toten Mann, konnten aber nicht sehen, was seinen Tod veranlaßt hatte. Sie standen um den Leichnam herum und fragten einander:

„Woran starb dieser Mensch?"

Plötzlich gewahrten sie den Abdruck des Fußes des Büffels.

„Ein Büffel hat ihn getötet", riefen sie.

„Woher kam der Büffel?" fragten sie dann.

Und sie fanden, daß er aus dem Busch gekommen sein müsse.

„Warum kam er aus dem Busch?" fragten sie wieder.

Da gewahrten sie die Fährte des Bockes.

„Woher kam der Bock, als er den Büffel erschreckte?" fragten sie.

„Er kam aus diesem Busch!"

„Was aber hat den Bock aufgejagt?"

---

mit den ostafrikanischen Stämmen zu erkennen geben, so z. B. heißt onganga im Dialekt der Herero Zauberer, Arzt; das Wort mganga ist dasselbe in der Sprache der Suaheli.

Sie sahen den großen Stein und fragten weiter:

„Woher kam der Stein, als er den Bock erschreckte?"

„Von jenem Felsen!" lautete die Antwort.

„Und was hat den Stein ins Rollen gebracht?"

„Ein Mensch! Denn er suchte nach einem Baume zum Fällen und rollte den schweren Stein gegen jenen Baum, daß er ihn umwürfe."

Sie sprachen weiter:

„Warum mußte er gerade diesen Baum fällen? Es waren eine Menge anderer Bäume da. Warum mußte er Dinge, die in Ruhe und Frieden waren, stören?"

Seitdem gibt es in Betschuanaland ein Sprichwort, welches heißt:

„Viel Suchen wirbelt viel Staub auf."





## Die fliehenden Kinder.[18])

### Ein Hereromärchen.

Es waren einmal mehrere Schwestern, die gehörten 'en Hereros an. Als sie mit ihren Eltern an einen Platz ekommen waren, der sehr schöne Weiden und viele Bäche nd Flüsse hatte, fingen sie an, sich hübsche kleine Hütten ı den Ufern des Wassers zu bauen, und in ihnen ohnten sie. Bald aber waren die Weiden von ihrem ieh abgegrast, und die Hereros zogen deshalb weiter und ıhmen auch ihre Kinder mit sich. Indessen waren sie ›ch nicht weit gewandert, als die Mädchen, welche sich

---

[18]) Die Herero sind ein Nomadenvolk, daher in dieser Er- hlung die Rede davon ist, daß sie, sobald ihr Vieh die Weide gegrast hat, weiterziehen. Die älteste Tochter genießt in jeder :rerofamilie eine besonders bevorzugte Stellung und heißt all- mein „das große Mädchen". — Mit den in dieser Sage an- gebenen Lauten „grrrr, grrrr" und „pfuh, pfuh" sind jeden- lls die Schnarchlaute, die wir mit „sägen" und „blasen" be- ichnen, gemeint. — Eiserne Schmuckgegenstände tragen Herero- :iber oft an ihren Röcken; wenn sie kein Geräusch machen wollen, üssen diese befestigt werden. Eine kleine Glockenart trägt oft die teste einer Familie. — Die Herero und Damara stehen sich stets ndlich gesinnt gegenüber; der Herero betrachtet den Damara als f unter sich stehend. — Neger gehen stets einer hinter dem anderen, d es ist rätselhaft, wie sie imstande sind, Unterhaltungen aufrecht erhalten, in denen z. B. der erste und siebente und der zweite :d achte miteinander reden. In Familien wird bei dieser Art des ehens das Alter innegehalten.

die Hütten gebaut hatten, beschlossen, wieder zurückzugehen; denn sie sehnten sich nach ihrem alten Spielplatz. Deshalb gaben sie die Lasten, welche sie zu tragen hatten, und die in Tüchern, Kochgeräten und Schemeln bestanden, an ihre Eltern und traten den Rückweg an. Als sie zu ihren Hütten gekommen waren, fanden sie, daß Bergdamaras Besitz von ihnen genommen hatten. Da fürchteten sich die Mädchen und versteckten die älteste Schwester. Sie hieß Cnihova. Als die Bergdamaras die Mädchen sahen, beschlossen sie, dieselben zu Weibern zu nehmen.

„Diese gehört mir," sagte der eine.

„Und diese hier mir," sagte ein anderer.

Schließlich war nur ein alter Mann übrig, der noch keine Frau hatte. Zufällig fand er die versteckte älteste Schwester und rief:

„Diese gehört mir!"

„Nein," rief der Häuptling. „Sie soll auch noch mir gehören; denn ich bin euer Häuptling."

Dann begaben sie sich zur Ruhe. Am folgenden Tage gingen die Damaras auf die Jagd. Nur der alte Mann blieb zurück. „Ich werde euch bewachen," sagte er zu den Mädchen und legte sich quer vor die Schwelle der Hütte. „Solange ihr hört, daß ich grrrr, grrr, grrr sage, wißt ihr, daß ich noch nicht fest schlafe; hört ihr mich aber pfuh, pfuh sagen, dann bin ich fest eingeschlafen." Da warteten die Mädchen, bis sie den Alten „pfuh, pfuh" sagen hörten. Dann standen sie auf, befestigten allen Zierat an den Gewändern, damit er keinen Lärm machen konnte und horchten noch mal, ob der Mann auch wirklich schliefe. Als sie dessen ganz sicher waren, schritten sie über ihn fort aus der Hütte hinaus, nahmen Asche und bestrichen sich mit ihr gegenseitig die Gesichter.

Der Häuptling der Damaras hatte einen großen

Stein vor der Hütte liegen, den benutzte er als Sitz. Diesen Stein nahmen die Mädchen und zerschmetterten mit ihm den Kopf des schlafenden Mannes. Dann gingen sie eilends fort und folgten den Spuren der fortgewanderten Hereros; denn sie wollten nicht bei den Damaras bleiben. Bald kamen sie an einen großen, flachen Felsen, der wie ein Haus aussah. Vor ihm stand das älteste Mädchen, welches Cnihova hieß, still und rief:

„Felsen, öffne dich!"

Darauf tat der Felsen sich auf und ließ die Mädchen eintreten, voran die, welche gerufen hatte.

Die jüngste der Schwestern hieß Cahavandye und folgte nach. Als sie alle in dem Felsen waren, schloß er sich wieder; aber der Raum in ihm war etwas eng für sie alle.

„Wenn es sehr eng hier wird," sagte Cnihova zu ihren Schwestern, „so dürft ihr nicht schelten".

„Wie," rief Cahavandye, „nicht genug Raum will er uns geben, und wir sollen nicht einmal schelten? Es ist ein ganz abscheulicher Felsen!"

Dann schwiegen sie alle.

Als die Bergdamaras zurückkamen, fanden sie, daß die Mädchen alle verschwunden waren und den alten Mann getötet hatten. Sofort machten sie sich auf den Weg, um die Entlaufenen zu verfolgen. Als sie zu dem großen flachen Felsen kamen, konnten sie die Spuren nicht mehr sehen und fragten einander:

„In welcher Richtung mögen sie weitergegangen sein?"

Da hörten sie den leisen Klang der Glocke, welche das älteste Mädchen an ihren Kleidern trug.

„Was war das?" riefen die Damaras. „War es nicht der Klang einer Glocke? Oder war es die Stimme eines Vogels, die wir gehört haben? Sind sie aber fort-



## Die verlorenen Kinder Gottes.

Eine Madagaskarsage.

Der Erschaffer der Welt, der Geist, von dem alles Leben ausgeht, Gott, hatte zwei Söhne. Diese stiegen hernieder auf die Erde und nahmen zwei Pflegerinnen mit sich; denen vertraute Gott sie an. Diese beiden Weiber hießen Rakoriaho und Ravao. Die Söhne Gottes aber waren eines Tages verschwunden, und Rakoriaho und Ravao gingen aus, um sie zu suchen; aber auch diese beiden kamen nicht wieder. Da machten sich alle Wesen und Dinge auf der Erde auf die Wanderschaft, um die Verlorenen wiederzufinden. Die Steine, die Bäume, die Menschen, das Wasser — alles, was lebte und nicht lebte, suchte. Aber es half nichts; die Vermißten kamen nicht zurück. Endlich fragten die Menschen bei Gott an, ob er nicht sagen könne, wo man zu suchen habe. Als Gott die Bitte der Menschen hörte, sprach er:

„Jeder Mensch, jeder Stein, jedes Tier, jeder Baum und das Wasser soll aufhören zu suchen und bleiben, wo es gerade ist."

Es waren aber manche Steine auf ihrer Wanderung tief in das Erdinnere eingedrungen. Als nun das Wort Gottes, welches ihnen befahl, nicht weiter zu suchen, sie traf, blieben sie an Ort und Stelle liegen und liegen noch

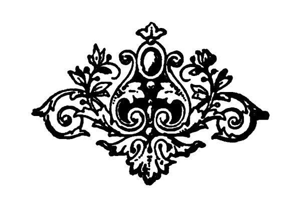
dort. Auch Tiere befanden sich tief in der Erde und mußten von nun an dort wohnen bleiben, so der Maulwurf, die Schlange und alles Gewürm.

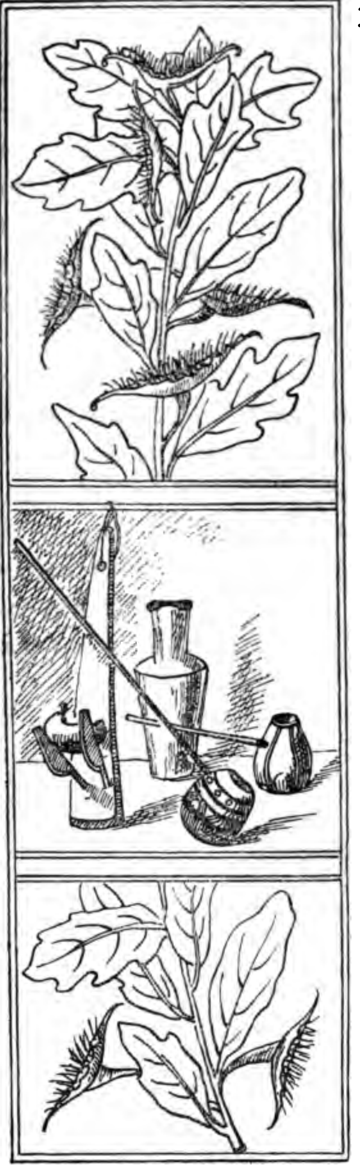
Auch die Bäume hatten sich teilweise in den Erdboden verborgen; deshalb sind bis auf den heutigen Tag ihre Wurzeln darin versteckt. Andere, welche bereits tiefer gewandert waren, blieben dort liegen. Man findet ihrer an manchen Stellen große Mengen tief unter der Erdoberfläche. Die Menschen waren suchend weit über die Erde gezogen und hatten sich nach allen Richtungen hin zerstreut. Daher kommt es, daß es überall, in allen Ländern Menschen gibt.

Das Wasser wurde angeklagt, daß es schuld daran trage, daß die Söhne Gottes und ihre Wärterinnen verloren waren. Deshalb sprach Gott zu dem Wasser:

„Weder bei Tag noch bei Nacht sollst du Ruhe finden, bis Rakoriaho und Bavao gefunden sind.“

Seitdem rauschen die Wasser unaufhörlich auf und nieder, ohne jemals zur Ruhe kommen zu können, und immer noch suchen sie nach den Kindern Gottes und ihren Wärterinnen.





## Viel Suchen wirbelt Staub auf.[17])

### Eine Betschuangeschichte.

Ein Mann ging in den Wald, um Holz zu

---

[17]) In der Betschuanasage „Viel Suchen wirbelt viel Staub auf" ist eine unverkennbare Gleichheit des Aufbaues mit der Erzählung Goso, eine Geschichte aus Mombassa, zu finden. Diese Übereinstimmung des Aufbaues, der Ideen, ja der Worte der verschiedenen Sprachen ist zwar überraschend, wenn man bedenkt, daß die Neger Afrikas sich untereinander absolut nicht verstehen, sowie sie verschiedenen Ländern angehören; dennoch ist sie natürlich durch die enge Verwandtschaft, in welcher scheinbar sämtliche Afrikaneger zueinander stehen. Wir finden das Wort nyoko sowohl bei den Kapkaffern, Zulus und Suahelis, bei allen dreien heißt es: Schlange, und dennoch sind die drei Sprachen im ganzen sehr verschieden voneinander trotz gelegentlicher Übereinstimmungen, die nur den gleichen Stamm bedeuten. Auch bei den im Südwesten Afrikas wohnenden Hereros fanden sich Worte, welche eine entschiedene Vetternschaft

fällen. Er suchte nach Bäumen, die gutes, gesundes Holz hatten, aber er konnte keine finden. Schließlich erstieg er einen hohen Felsen, und von ihm aus sah er, was er suchte. Da nahm er einen großen Stein und rollte ihn hinab auf den Baum zu. Der Stein rollte in die Tiefe und schreckte einen Bock auf, welcher im Busche lag und schlief. Der Bock lief tiefer hinein in den Busch und traf auf einen Büffel. Der sprang auf; denn er fürchtete sich vor dem Bock. Ein Mann aber jagte in demselben Busch. Als der Büffel ihn sah, tötete er ihn. Kaum war der Mann tot, so versammelten sich Aasvögel an der Stelle. Da die Menschen von weither die Vögel in der Luft schweben sahen, liefen sie eilends hinzu, um zu sehen, was geschehen sei. Da fanden sie den toten Mann, konnten aber nicht sehen, was seinen Tod veranlaßt hatte. Sie standen um den Leichnam herum und fragten einander:

„Woran starb dieser Mensch?"

Plötzlich gewahrten sie den Abdruck des Fußes des Büffels.

„Ein Büffel hat ihn getötet", riefen sie.

„Woher kam der Büffel?" fragten sie dann.

Und sie fanden, daß er aus dem Busch gekommen sein müsse.

„Warum kam er aus dem Busch?" fragten sie wieder.

Da gewahrten sie die Fährte des Bockes.

„Woher kam der Bock, als er den Büffel erschreckte?" fragten sie.

„Er kam aus diesem Busch!"

„Was aber hat den Bock aufgejagt?"

---

mit den ostafrikanischen Stämmen zu erkennen geben, so z. B. heißt onganga im Dialekt der Herero Zauberer, Arzt; das Wort mganga ist dasselbe in der Sprache der Suaheli.

Sie sahen den großen Stein und fragten weiter:

„Woher kam der Stein, als er den Bock erschreckte?“

„Von jenem Felsen!“ lautete die Antwort.

„Und was hat den Stein ins Rollen gebracht?“

„Ein Mensch! Denn er suchte nach einem Baume zum Fällen und rollte den schweren Stein gegen jenen Baum, daß er ihn umwürfe.“

Sie sprachen weiter:

„Warum mußte er gerade diesen Baum fällen? Es waren eine Menge anderer Bäume da. Warum mußte er Dinge, die in Ruhe und Frieden waren, stören?“

Seitdem gibt es in Betschuanaland ein Sprichwort, welches heißt:

„Viel Suchen wirbelt viel Staub auf.“





# Die fliehenden Kinder.[18])

## Ein Hereromärchen.

Es waren einmal mehrere Schwestern, die gehörten en Hereros an. Als sie mit ihren Eltern an einen Platz ekommen waren, der sehr schöne Weiden und viele Bäche nd Flüsse hatte, fingen sie an, sich hübsche kleine Hütten n den Ufern des Wassers zu bauen, und in ihnen ohnten sie. Bald aber waren die Weiden von ihrem eh abgegrast, und die Hereros zogen deshalb weiter und hmen auch ihre Kinder mit sich. Indessen waren sie ch nicht weit gewandert, als die Mädchen, welche sich

---

[18]) Die Herero sind ein Nomadenvolk, daher in dieser Er-zlung die Rede davon ist, daß sie, sobald ihr Vieh die Weide gegrast hat, weiterziehen. Die älteste Tochter genießt in jeder rerofamilie eine besonders bevorzugte Stellung und heißt all-mein „das große Mädchen". — Mit den in dieser Sage an-gebenen Lauten „grrrr, grrrr" und „pfuh, pfuh" sind jeden-ls die Schnarchlaute, die wir mit „sägen" und „blasen" be-chnen, gemeint. — Eiserne Schmuckgegenstände tragen Herero-iber oft an ihren Röcken; wenn sie kein Geräusch machen wollen, issen diese befestigt werden. Eine kleine Glockenart trägt oft die teste einer Familie. — Die Herero und Damara stehen sich stets ndlich gesinnt gegenüber; der Herero betrachtet den Damara als f unter sich stehend. — Neger gehen stets einer hinter dem anderen, d es ist rätselhaft, wie sie imstande sind, Unterhaltungen aufrecht erhalten, in denen z. B. der erste und siebente und der zweite d achte miteinander reden. In Familien wird bei dieser Art des ehens das Alter innegehalten.

die Hütten gebaut hatten, beschlossen, wieder zurückzugehen; denn sie sehnten sich nach ihrem alten Spielplatz. Deshalb gaben sie die Lasten, welche sie zu tragen hatten, und die in Tüchern, Kochgeräten und Schemeln bestanden, an ihre Eltern und traten den Rückweg an. Als sie zu ihren Hütten gekommen waren, fanden sie, daß Bergdamaras Besitz von ihnen genommen hatten. Da fürchteten sich die Mädchen und versteckten die älteste Schwester. Sie hieß Cnihova. Als die Bergdamaras die Mädchen sahen, beschlossen sie, dieselben zu Weibern zu nehmen.

„Diese gehört mir," sagte der eine.

„Und diese hier mir," sagte ein anderer.

Schließlich war nur ein alter Mann übrig, der noch keine Frau hatte. Zufällig fand er die versteckte älteste Schwester und rief:

„Diese gehört mir!"

„Nein," rief der Häuptling. „Sie soll auch noch mir gehören; denn ich bin euer Häuptling."

Dann begaben sie sich zur Ruhe. Am folgenden Tage gingen die Damaras auf die Jagd. Nur der alte Mann blieb zurück. „Ich werde euch bewachen," sagte er zu den Mädchen und legte sich quer vor die Schwelle der Hütte. „Solange ihr hört, daß ich grrrr, grrr, grrr sage, wißt ihr, daß ich noch nicht fest schlafe; hört ihr mich aber pfuh, pfuh sagen, dann bin ich fest eingeschlafen." Da warteten die Mädchen, bis sie den Alten „pfuh, pfuh" sagen hörten. Dann standen sie auf, befestigten allen Zierat an den Gewändern, damit er keinen Lärm machen konnte und horchten noch mal, ob der Mann auch wirklich schliefe. Als sie dessen ganz sicher waren, schritten sie über ihn fort aus der Hütte hinaus, nahmen Asche und bestrichen sich mit ihr gegenseitig die Gesichter.

Der Häuptling der Damaras hatte einen großen

Stein vor der Hütte liegen, den benutzte er als Sitz. Diesen Stein nahmen die Mädchen und zerschmetterten mit ihm den Kopf des schlafenden Mannes. Dann gingen sie eilends fort und folgten den Spuren der fortgewanderten Hereros; denn sie wollten nicht bei den Damaras bleiben. Bald kamen sie an einen großen, flachen Felsen, der wie ein Haus aussah. Vor ihm stand das älteste Mädchen, welches Cnihova hieß, still und rief:

„Felsen, öffne dich!"

Darauf tat der Felsen sich auf und ließ die Mädchen eintreten, voran die, welche gerufen hatte.

Die jüngste der Schwestern hieß Cahavandye und folgte nach. Als sie alle in dem Felsen waren, schloß er sich wieder; aber der Raum in ihm war etwas eng für sie alle.

„Wenn es sehr eng hier wird," sagte Cnihova zu ihren Schwestern, „so dürft ihr nicht schelten".

„Wie," rief Cahavandye, „nicht genug Raum will er uns geben, und wir sollen nicht einmal schelten? Es ist ein ganz abscheulicher Felsen!"

Dann schwiegen sie alle.

Als die Bergdamaras zurückkamen, fanden sie, daß die Mädchen alle verschwunden waren und den alten Mann getötet hatten. Sofort machten sie sich auf den Weg, um die Entlaufenen zu verfolgen. Als sie zu dem großen flachen Felsen kamen, konnten sie die Spuren nicht mehr sehen und fragten einander:

„In welcher Richtung mögen sie weitergegangen sein?"

Da hörten sie den leisen Klang der Glocke, welche das älteste Mädchen an ihren Kleidern trug.

„Was war das?" riefen die Damaras. „War es nicht der Klang einer Glocke? Oder war es die Stimme eines Vogels, die wir gehört haben? Sind sie aber fort-

genommen, so war es der Klang einer Glocke, und die Mädchen waren hier versteckt."

Dann gingen sie wieder zurück zu den Hütten.

Sobald die Mädchen merkten, daß die Damaras fortgegangen waren, sprach Cnihova zu dem Felsen: „Öffne dich!"

Da öffnete er sich und ließ die Mädchen hinaustreten. Als aber Cahavandye, die jüngste der Schwestern, den andern folgen wollte, schloß er sich geschwind und hielt sie gefangen.

Die Mädchen nahmen nun von dem Felsen, was die Damaras dort hatten liegen lassen; aber ehe sie weitergingen, baten sie den Felsen:

„Gib uns unsre Schwester! Sie ist ein Kind und hat gesprochen wie ein Kind; ihre Worte haben kein Gewicht."

Aber der Felsen öffnete sich nicht. So zogen denn die Kinder weiter und kamen nach langem Wandern dahin, wo ihre Eltern und Freunde sich niedergelassen hatten. Große Freude herrschte, und Feste wurden veranstaltet, weil die Mädchen und besonders die Älteste wiedergekommen waren. Von nun an blieben sie stets da, wo auch ihre Eltern waren.

Cavahandye, die in dem Felsen geblieben war, weinte bitterlich und rief fortwährend:

„Öffne dich, öffne dich! Ich habe gesprochen, wie ein Kind redet."

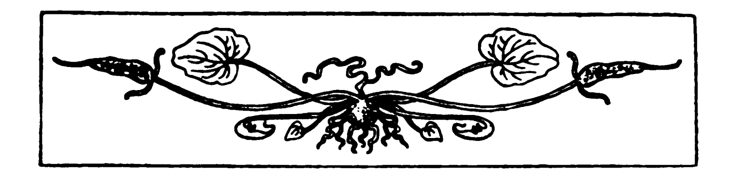
Aber der Felsen erhörte sie nicht. Wenige Tage darauf kam ein Löwe des Weges, der rief den Felsen an:

„Öffne dich!"

Da gehorchte der Felsen. Als Cahavandye aus der Öffnung heraustrat, verfolgte sie der Löwe; doch das Mädchen rannte, so schnell es konnte, und erreichte beinahe

den Platz, wo es seine Mutter und Schwestern zu finden hoffte. Da es aber vom Laufen ermattet war und in der Schnelligkeit nachließ, wurde es doch noch eine Beute des Löwen, der es verschlang. Als die Damaraleute zu dem Felsen kamen und ihre Schilder und Speere fort waren, wußten sie, daß es die Hereromädchen gewesen waren, welche sie genommen hatten; deshalb folgten sie ihren Spuren, aber sie erreichten sie nicht und kehrten wieder zurück.





## Der kluge Schakal.[19])

### Ein Hottentottenmärchen.

In einem Lande war eine sehr große Trockenheit; denn es hatte lange nicht geregnet. Alle Flußbetten waren ausgetrocknet und alle Quellen versiegt.

Da beschloß der Löwe, den Tieren vorzuschlagen, einen Damm zu bauen, der später in der Regenzeit das Wasser sammeln und aufbewahren sollte.

Die Tiere, welche er zu diesem Zwecke berief, waren der Hundsaffe, der Leopard, der Schakal, die Hyäne, der Hase und die Schildkröte.

Sie alle kamen überein, daß der Vorschlag des Löwen ein sehr guter sei, und daß am folgenden Tage die Arbeit begonnen werden müsse.

Am nächsten Morgen suchten sie sich einen Platz aus, der günstig schien für ihr Unternehmen, und gingen sofort an ihr Werk. Nur der Schakal schlich träge umher und erklärte lachend, ihm fiele es nicht ein, seine Nägel zu zerkratzen, um Löcher für Wasser zu graben.

Als der Damm fertig war, fing es an zu regnen, und nach wenigen Tagen hatten die Arbeiter die Freude, daß das Wasser sich in großen Mengen gesammelt hatte.

Der erste, welcher kam, um davon zu trinken, war der Schakal. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte,

schwamm er in dem Wasser auf und nieder und warf Schmutz und Schlamm hinein.

Als der Löwe davon erfuhr, wurde er sehr böse und befahl dem Hundsaffen, am nächsten Tage den Damm zu bewachen und sich einen Knobkirie (Stock) als Waffe mitzunehmen.

Der Hundsaffe setzte sich in einen Busch, welcher dicht bei dem Wasser stand, und wartete auf den Schakal. Bald kam dieser auch. Es dauerte aber nicht lange, so gewahrte er die Gegenwart des Hundsaffen und erriet, was ihn hergeführt hatte.

Da er sehr wohl wußte, wie gern der Affe Honig aß, sann er sich schnell eine List aus. Er ging unbesorgt an dem Damme auf und nieder und tauchte hin und wieder seine Pfoten in seinen Tontopf, den er mitgebracht hatte, um Wasser damit zu schöpfen. Mit dem Ausdruck höchsten Entzückens leckte er dann die Spitzen der Finger und murmelte halblaut vor sich hin: „Ich brauche ihr schmutziges Wasser nicht, da ich diesen köstlichen Honig habe. Wie süß er doch ist!“

Das war denn doch zu viel für den armen Affen, der unmöglich länger widerstehen konnte. Er kam langsam aus seinem Versteck hervorgekrochen und bat den Schakal, ihm etwas von seinem Überflusse zu geben. „Ich bin so müde und hungrig,“ fügte er kläglich hinzu; „denn der Löwe befahl mir, hier Wache zu halten.“

Zuerst stellte sich der Schakal, als bemerke er den Hundsaffen gar nicht; endlich aber wandte er sich um und sagte herablassend, daß er ihn wirklich herzlich bedauere und gern bereit sei, ihm unter gewissen Bedingungen von seinem Honig zu geben.

Der Affe versprach willig, auf alles einzugehen.

„So gib mir deinen Knobkirie," sagte der Schakal, „und lasse dich von mir binden."

Der Hundsaffe tat, was von ihm verlangt wurde, und nach wenigen Minuten lag er an Händen und Füßen gebunden auf der Erde.

Nun trank der Schakal vergnügt aus dem Damm, füllte seinen Topf mit Wasser und schwamm fröhlich auf und ab. Dabei rief er dem armen Affen hohnlachend zu, wie dumm er doch gewesen sei, daß er sich so leicht habe betören lassen, und daß er statt des Honigs gern einige Schläge mit seinem eigenen Knobkirie bekommen könne.

Nachdem der Schakal fortgegangen war, kamen die übrigen Tiere und waren nicht wenig erstaunt, den Affen in diesem elenden Zustande zu finden.

Der Löwe war empört, als er den ganzen Vorgang erfahren hatte, ließ den Affen streng bestrafen und erklärte ihn für einen leichtsinnigen Toren.

Da trat die Schildkröte hervor und bot sich an, den Schakal einzufangen.

Anfänglich glaubten die Tiere, sie scherze nur; als sie aber sagte, welche List sie sich ersonnen habe, fand man ihren Plan ungemein klug und nahm ihn an.

Die Schildkröte ließ sich nun ganz und gar mit einer klebrigen, wachsartigen Masse bestreichen, welche man außerhalb der Bienenstöcke findet; dann ging sie an den Eingang zum Damm und legte sich davor. Am folgenden Tage näherte sich der Schakal mit äußerster Vorsicht dem Wasser und war sehr erstaunt, jemanden in der Nähe vorzufinden. „Wie freundlich, mir den schönen schwarzen Stein wie einen Tritt hier hinzulegen!" rief er, als er die Schildkröte sah.

Kaum aber hatte er auf den vermeintlichen Stein getreten, klebte er fest und sah nun, daß man ihm eine

falle gestellt hatte; denn die Schildkröte steckte nun ihren Kopf hervor und fing an sich zu bewegen.

Der Schakal hatte seine Hinterfüße noch frei und bedrohte die Schildkröte, ihren Panzer zu zertreten, falls sie ihn nicht frei gäbe.

„Tue was du willst," sagte diese. Darauf sprang der Schakal mit aller Macht mit den Hinterfüßen auf die Schildkröte; zu seinem Entsetzen aber mußte er gewahren, daß diese nun auch festklebten.

„Schildkröte," sagte er, „meine Zähne sind noch frei. Ich werde dich lebendig verzehren, wenn du mich nicht befreist!"

„Tue, wie du willst!" war wiederum die Antwort.

Sofort biß der Schakal auf das Tier unter ihm ein, aber — nun waren nicht nur seine Füße, sondern auch sein Kopf gefangen.

Die Schildkröte war überglücklich und stolz, daß ihre List so vorzüglich gelungen war. Deshalb bewegte sie sich langsam aufwärts das Ufer entlang, damit alle Tiere, wenn sie zum Wasser kämen, gleich sehen könnten, wie sie den Schakal gefangen hatte.

Allgemein wurde denn auch die kluge Schildkröte gelobt und bewundert, während erneutes Gespött sich über den unglücklichen Hundsaffen ergoß.

Der Löwe verurteilte den Schakal zum Tode und bestimmte, daß die Hyäne den Spruch vollziehen sollte.

Der Schakal bat um Gnade; da er aber bald einsehen mußte, daß alles Flehen umsonst war, wandte er sich an den Löwen, von dem er, wie er sagte, ja nur Gutes und Gerechtes kenne, und bat, ihm wenigstens zu erlauben, sich die Art seines Todes selber zu wählen. Als der Löwe hierauf einging, bat der Schakal, man möchte seinen Schwanz doch ganz glatt rasieren und mit Fett

einreiben; darauf solle die Hyäne ihn an diesem zweimal in der Luft schwingen und seinen Kopf an einem Steine zerschellen. Der Löwe sah keinen Grund, dem Schakal seine Bitte nicht zu gewähren, und befahl sogleich, in seiner Gegenwart zur Ausführung des Urteils zu schreiten.

Als die Hyäne den listigen Schakal kaum von der Erde hochgehoben hatte, entglitt ihr der glatte, eingefettete Schwanz, und das Tier rannte, so schnell es konnte, davon. Sofort machten sich alle Tiere an seine Verfolgung; ihnen voran lief der Löwe.

Es währte nicht lange, so hätte er den Schakal eingeholt; doch dieser brach zwischen einem Felsen und einem über diesem hängenden mächtigen Steinblock durch und rief dem Löwen zu, er möchte doch kommen und ihm helfen, den Block im Fallen aufzuhalten, da dieser sie beide sonst im Sturz zermalmen würde. Der Löwe stemmte sich mit seiner ganzen Kraft gegen den großen Stein und klemmte sich dadurch fest in die enge Spalte ein.

„Jetzt laß mich gehen und eine Stütze für den Felsen holen,“ sagte der Schakal zum Löwen, „damit du wieder hier herauskommen kannst. Ich helfe dir dann.“ Mit diesen Worten kroch der Schakal hervor und ließ den Löwen stecken, der nun verhungern mußte.





# Treue Liebe.

Ein Märchen vom See Nyassa, erzählt von einem Mädchen des Mkiputa-Stammes.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die sich sehr lieb hatten.

„Wenn ich einmal sterben werde," sagte der Mann zur Frau, „so werde ich doch wieder zu dir zurück kommen; denn ich liebe dich sehr!" Dasselbe sagte die Frau zu dem Manne.

Nach einigen Jahren wurde der Mann krank und starb. Da kamen viele Leute zu der Frau, um mit ihr zu klagen und zu weinen. Die Frau aber fühlte sich getröstet, wenn sie an die Worte ihres Mannes und an sein Versprechen dachte; deshalb weinte sie auch nicht. Als nun der Tote begraben war, blieb sie allein an dem Grabe sitzen und ließ sich nicht überreden heimzukehren. Bald sah sie, wie das Grab sich öffnete und der Verstorbene herauskam. Die Frau war glücklich, ihren Mann wieder zu haben, und kehrte mit ihm heim zu ihrer Hütte.

Die Mutter der Frau aber saß daheim, weinte und trauerte, bis der Abend kam; da hörte sie ein fröhliches Lachen und erkannte die Stimme ihrer Tochter.

„Wie kannst du lachen?" rief sie ihr zu, „da doch dein Mann gestorben ist?"

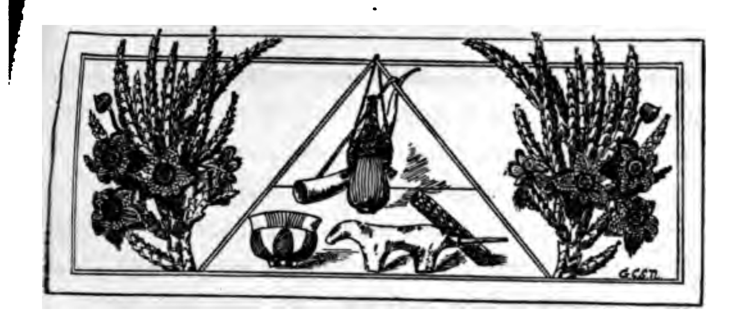
„Er ist nicht tot, er lebt!“ entgegnete die jung[e]
und hieß ihre Mutter in die Hütte treten. Da sah
daß ihre Tochter die Wahrheit geredet hatte.

Nicht lange darauf erkrankte die Frau und
Alle ihre Nachbarn und Freunde weinten laut, n[ur]
Mann blieb ruhig; denn er gedachte des Verspre[chens]
welches seine Frau ihm gegeben hatte.

Am folgenden Tage wurde sie begraben, un[d]
Mann blieb hernach allein an ihrem Grabe sitzen
sang. Nach einem Weilchen sah er, wie das Gra[b]
öffnete und die Verstorbene heraustrat. Da umarm[te]
sie und ging mit ihr heim.

Am Abend kam die Mutter der Frau und fand
mit ihrem Manne fröhlich lachend vor der Tür
Hütte sitzen. Da freute sie sich sehr, ging hin und er[zählte]
allen Nachbarn, was geschehen war, und sie waren
mit ihnen.





## Das Kind und der Regen.

Ein Nyassamärchen.

Es waren einmal einmal ein Mann und eine Frau, die starben und ließen zwei Kinder zurück.

In dem Lande, in welchem die Kinder lebten, herrschte große Trockenheit. Man hatte schließlich keinen Tropfen Wasser mehr; trotzdem gab es noch viel zu essen. Eines Tages spielten die Kinder, welche keine Eltern mehr hatten, mit anderen Kindern und taten sich Mehl in ihre Kochtöpfe und wollten kochen; aber es fehlte ihnen an Wasser. „Wenn ihr niemandem etwas sagen wollt,“ sagte ein Kind zu den Gespielen, „so werde ich euch etwas zeigen.“

„Wir sagen nichts,“ versprachen die Kinder.

Darauf ließ das Mädchen, welches zuerst gesprochen hatte, alle Wasserkrüge auf einen Fleck nebeneinandersetzen, stellte sich in ihre Mitte und blickte auf zum Himmel. Dort waren einige kleine Wolken, die fingen alsbald an sich zusammenzuziehen, und es fiel ein wenig Regen gerade in die Kochtöpfe hinein. Da kochten die Kinder ihre Speise, aßen davon und brachten das übrige hinein.

„Woher habt ihr das Wasser bekommen?“ fragten die Väter der Kinder.

Aber diese schwiegen still und verrieten nichts.

Am nächsten Tage gingen sie wieder zu ihrem Spiel-

platz. Da fragte das Mädchen, welches den Regen g macht hatte:

„Hat einer von euch mein Geheimnis verraten?"

„Niemand," antworteten sie.

Ein Mädchen unter ihnen aber hatte sich eine L ausgesonnen und zwei Wassertöpfe mitgebracht. De einen versteckte es im Gebüsch.

Wieder blickte das andere Kind auf zum Himm und hieß ihre Gespielen schnell ihre Wasserkrüge um herumzusetzen.

Da kam eine große Wolke, die gab vielen Rege aber der Regen fiel nur in die aufgestellten Krüge.

Als es aufgehört hatte zu regnen, goß das Kin welches zwei Krüge hatte, einen Teil des Wassers hei lich in den Krug, den es im Busche versteckt hatte. Ba darauf, als sie fertig gekocht und gegessen hatten, ging sie heim. Da es Nacht war und alles schlief, ging d Kind zu seiner Mutter, weckte sie und sprach:

„Ich habe dir etwas zu erzählen; erst aber v sprich, daß du es niemandem weiter sagst."

Sie antwortete:

„Erzähle, mein Kind!"

Darauf faßte das Kind seine Mutter bei der Ha und führte sie dahin, wo sie den Topf mit dem Wass versteckt hatte.

Die Frau erzählte die Geschichte von dem wunde baren Regen einer anderen und diese wieder einer anderer bis schließlich der Sultan davon hörte.

Der Sultan schickte sofort zu seinem Vezier und be fragte ihn in der Angelegenheit.

„Laß uns Brunnen graben," sprach der Vezier, un alsbald wurden viele und tiefe Brunnen gegraben.

Als die Brunnen fertig waren, ließ der Sultan da

Kind, welches den Regen gemacht hatte, holen, gab ihm vielen Schmuck und sprach: „Laß Regen für mein Land herniederfallen."

Das Kind sprach zu dem Sultan und den Leuten, welche sich um ihn versammelt hatten:

„Geht weiter fort von mir!"

Sie alle aber weigerten sich, diesen Worten zu gehorchen.

Endlich blickte das Kind auf zu den Wolken, deren eine Menge am Himmel standen. Sofort ergoß sich unendlicher Regen auf das Land, und es blitzte und donnerte, so daß alle Menschen erschraken. Dabei sahen sie, wie inmitten von Blitz und Donner das Kind vor ihren Blicken von der Erde fortgenommen wurde und in den Wolken verschwand.





# Der Löwe und der Schakal.[19])

## Ein Hottentottenmärchen.

Der Löwe und der Schakal kamen einstmals überein daß sie auf Jagd gehen und die Beute miteinander teilen wollten, damit sie für sich und ihre Familien für die Regenzeit einen guten Vorrat hätten.

Da der Löwe von den beiden bei weitem der beste Jäger war, so schlug der Schakal vor, daß sie sich in die Arbeit teilen wollten. Der Löwe sollte jagen, während der Schakal mit seiner Frau das Erlegte in die Höhlen schleppte, das Fleisch zubereitete und trocknete. Es verstünde sich von selbst, fügte der Schakal hinzu, daß er die Frau des Löwen und seine Kinder reichlich mit Nahrung versehen würde.

Auf diesen Vorschlag ging der Löwe ein, und die Jagd begann.

Nachdem er eine überaus reiche Beute an Wild aller Art gemacht hatte und längere Zeit von den Seinen abwesend gewesen war, kehrte er heim. Schon auf dem Wege freute er sich auf die Mahlzeit, welche ihn dort erwartete. Zu seinem Staunen fand er sein Weib und

---

19) In Hottentotten- und Kaffergeschichten vertritt der Schakal vielfach unseren Reineke, ebenso wie in Suahelisagen der Hase oder das Kaninchen diese Rolle übernehmen.

seine Kinder dem Hungertode nahe. Der Schakal hatte ihnen stets nur armselige Brocken von seinem Überfluß gegeben und sich immer damit entschuldigt, daß das Jagdergebnis wider Erwarten schlecht sei. Inzwischen aber schwelgte seine eigene Familie.

Der Löwe war wütend. Sofort trabte er los, schwur dem nichtswürdigen Schakal und seinen Angehörigen einen sicheren Tod, wann und wo er sie treffen würde.

Der Schakal hatte sich inzwischen schon auf alles vorbereitet. Er war mit allem, was er sein eigen nannte, auf einen hohen Felsen gegangen, zu dessen Spitze nur ein äußerst schwieriger, geheimer Pfad führte.

Als der Schakal den Löwen sah, rief er ihm sofort von seiner sicheren Höhe einen freundlichen „Guten Morgen, Onkel!“ zu. Der Löwe aber brüllte ihm mit weithin donnernder Stimme zu:

„Wie kannst du es wagen, mich Onkel zu nennen, du frecher Schurke, nachdem du dich so schamlos gegen meine Familie benommen hast!“

„O Onkel, Onkel, wie kann ich dir das alles erklären!“ jammerte der Schakal. „Das scheußliche Weib, dies gräßliche Geschöpf!“

Bumm! bumm! bumm! hörte der Löwe, als der Schakal mit einem Stock auf eine getrocknete Tierhaut schlug und seine Frau ein klägliches Geheul anstimmte, als wäre es ihr Rücken, der die Schläge bekam; auch die kleinen Schakals stimmten ein.

„Das Scheusal!“ schrie der Schakal immer wieder. „Es ist einzig und allein ihre Schuld! Ich schlage sie tot! tot! tot!“

Schließlich war der Löwe so gerührt durch das entsetzliche Geheul, welches er oben auf dem Felsen hörte, daß er den Schakal bat, mit seiner Züchtigung innezu-

halten. Da lud der Schakal den Löwen ein, doch zu ihm heraufzukommen, um bei ihm zu essen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, die steile Höhe zu erklimmen, erklärte der Löwe, er müsse es aufgeben.

Der Schakal aber, der stets Rat wußte, war auch jetzt in keiner Verlegenheit. Er schlug vor, seinen Onkel an einem langen Riemen hinaufzuziehen. Der Löwe stimmte zu, und die ganze Schakalfamilie zog aus Leibeskräften. Als der Löwe halb in die Höhe gezogen war, wurde der Riemen zerschnitten, so daß der Löwe mit großem Geräusch in die Tiefe fiel und sich arg verletzte. Wiederum schlug der Schakal auf die Tierhaut, daß es weithin tönte, schalt seine Frau, daß sie ihm solch alten, schlechten Riemen gegeben habe, und diese, wie ihre Kinder heulten so kläglich, daß der Löwe nicht anders konnte, als sie bedauern.

Darauf rief der Schakal seiner Frau zu, sie solle ihm diesmal einen schönen, starken Riemen aus Büffelhaut reichen, der jedwedes Gewicht würde halten können.

Dieser wurde hinuntergelassen und der Löwe in die Höhe gezogen. Schon war er so weit, daß er gerade über den Rand des Abgrundes in die gefüllten Fleischtöpfe sehen und das Fett riechen konnte, als wiederum der Riemen zerschnitten wurde. Diesmal sauste der Löwe mit solcher Macht auf die Erde, daß er mehrere Minuten bewußtlos liegen blieb.

Als er wieder zu sich gekommen war, rief der Schakal ihm mit wehleidiger Stimme zu, er fürchte, alle Versuche, den lieben Onkel bei sich oben zu haben, seien vergebens; doch könnte man nicht, fragte er freundlich, ein schönes, zartes Bruststück vom Elentier braten und ihm hinunterwerfen? Der Löwe, dem alle Glieder schmerzten, und der überaus hungrig war, ging auch hierauf ein ur

wartete gierig auf den Leckerbissen. Inzwischen machte der Schakal einen Stein glühend rot, legte Fett darum und gab ihm den Anschein eines schön gebratenen Stückes Fleisch.

Als der Löwe dies sah, öffnete er seinen großen Rachen, so weit er konnte, und der Schakal warf ihm die glühende Masse mit wohlgezieltem Wurf hinein. Wenige Augenblicke darauf war der Löwe tot. Natürlich herrschte große Freude bei der Schakalfamilie auf dem Felsen.

---

## Die Löwin und der Strauß.

Ein Betschuanamärchen.

Eines Tages brüllte eine Löwin; darauf ließ ein Strauß seine Stimme hören und brüllte auch. Als die Löwin dem Platze nahe gekommen war, wo der Strauß stand, sprach sie zu diesem:

„Bitte, brülle noch einmal!"

Dies tat der Strauß, und die Löwin fand, daß ihre beiden Stimmen einander glichen; deshalb sagte sie zu dem Strauß:

„Du bist meinesgleichen; laß uns zusammen auf Jagd gehen."

Als sie jagten und viel Wild sahen, erlegte aber die Löwin nur ein einziges Stück, während der Strauß, indem er nach seiner Beute schlug, eine große Menge mit seiner großen Klaue tötete.

Da sie nun müde und hungrig waren, rief die Löwin ihre Jungen und legte sich mit ihnen in den Schatten eines Baumes.

„Mache das Fleisch zurecht," sprach sie zum Strauß, „und laß uns essen."

„Tue du es," entgegnete der Strauß; „ich will nur das Blut haben."

Da aß die Löwin mit ihren Jungen das Fleisch, und der Strauß trank das Blut.

Dann legten sie sich schlafen; aber die jungen Löwen spielten umher. Als der Strauß schlief, öffnete er den Schnabel, und die kleinen Löwen traten an ihn heran und sahen, daß er keine Zähne hatte; sofort gingen sie zu ihrer Mutter, weckten sie und sprachen:

„Dieser Bursche dort will deinesgleichen sein und hat keine Zähne. Das ist eine Beleidigung!"

Als die Löwin dies gehört hatte, stand sie auf, weckte den Strauß und sprach: „Laß uns kämpfen!"

Und sie kämpften.

Da sagte der Strauß zur Löwin:

„Stelle du dich auf diese Seite des Ameisenhaufens; ich werde mich auf jene Seite stellen."

Nun schlug er gegen den Ameisenhügel und warf der Löwin die Erde ins Gesicht. Danach tötete er sie mit seiner Klaue durch einen Schlag in ihre Leber.

---

## Eine Zulukindergeschichte.

Einstmals erhob sich ein gewaltiger Sturm, der trug eine Schar Kinder in die Wüste. Unter ihnen war auch ein kleiner Knabe, der hieß Tsegana-nkokopana.

Als es einmal in der Wüste anfing zu regnen, sagte er zu den Mädchen:

„Wenn ich zu dem Stroh sage, es soll zu einer Hütte werden, so wird es meinen Worten folgen."

„Tue es!" sprachen die Mädchen.

Er tat es, und aus dem Stroh wurde eine Hütte.

Als es Nacht wurde, kam ein Menschenfresser, der wollte alle Kinder verschlingen. Sie fürchteten sich und kletterten eiligst auf einen hohen Baum, welcher nahe der Hütte stand, und sagten zu diesem:

„Falle nicht!"

Der Menschenfresser kam an den Baum und fing an, ihn zu zersägen, aber er fiel nicht um; deshalb ging der Mann am folgenden Tage fort.

Darauf kam ein großes Wesen, wie die Kinder noch nie ein ähnliches gesehen hatten, das nannten sie Pukhu-pukhu und freuten sich darüber.

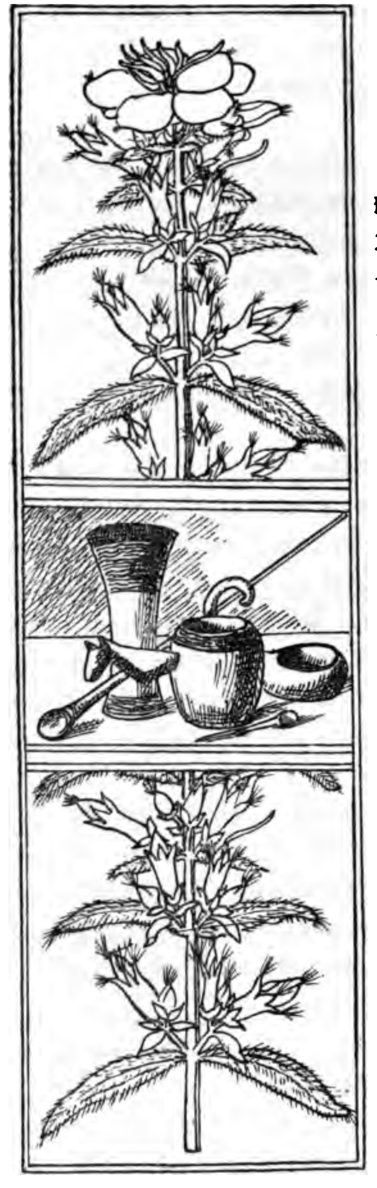
„Pukhu-pukhu," riefen sie, „komm her, komm her und gehe mit uns!"

Pukhu-pukhu kam, nahm die Kinder und brachte sie ihren Eltern wieder. Als er mit den Kindern zum Eingange des Kraals gekommen war, zu dem sie gehörten, stand er still. Da kam die Mutter von Tsegana-nkokopana und warf Asche über ihn. Darauf nahten noch andere Frauen, und Pukhu-pukhu sprach zu ihnen: „Sagt euren Leuten, sie sollen mir rote Erde und blaue Steine bringen, und laßt sie Matten ausbreiten bis an das Tor des Kraals."

Das taten sie, und er gab jeder Mutter ihr Kind wieder.

Aber den kleinen Tsegana-nkokopana nahm er wieder mit sich, weil seine Mutter Asche auf ihn geworfen hatte, und gab ihm den Menschenfresser; der verschlang ihn.





# Der kleine Rotbauch.[20])

Eine Geikageschichte.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hieß Rotbauch. Eines Tages

---

[20]) Diese Geikaerzählung ist eine der vielen Bantusagen des Südens von Afrika, in der ein Ungeheuer eine Rolle spielt, welches Menschen und Tiere verschlingt, ohne sie zu töten. Der Name „Rotbauch", Siswana Sibonwana, ist ein Negername, der als solcher nichts Sonderbares bietet, denn Neger sind erfinderisch in den sonderbarsten Namenzusammenstellungen; so leiten sie oft die Namen ihrer Kinder von Ereignissen her, die an sich ganz unbekannt sind, die an dem Tage der Geburt geschehen sind; hat das neugeborene Kind irgend ein besonderes körperliches Abzeichen, so gibt dies ihm sofort den Namen. Jedes beliebige Ding wird als Name verwandt, z. B. manzi = Wasser, kaya = Haus bei den Kaffern, ongokero = Tod, okasen = Zwiebel bei den Herero, heri = Glück, kiroboto = Floh bei den Suaheli, und in dieser Art ist es mit der Namengebung bei allen schwarzen Völkern Afrikas.

ging er ins Feld, um es zu bearbeiten. Während er fleißig war und die Sonne warm schien, wurde er durstig; deshalb ging er zu einem Teich und trank aus ihm.

Seine Mutter aber kam plötzlich zu ihm und sagte:

„Trinke nicht aus diesem Teiche; denn du weißt nicht, wem er gehört."

Er aber entgegnete:

„Ich will daraus trinken!"

Die Mutter des Knaben sprach:

„Der Eigentümer des Wassers wird dich töten!"

„Das tut nichts!" entgegnete Rotbauch.

„Gut! so gehe ich fort von dir!"

Damit ließ sie ihn allein, und der Knabe trank von dem Wasser.

„Warum hast du von meinem Wasser getrunken? Hat deine Mutter dir nicht gesagt, daß du es nicht tun sollst?" fragte da plötzlich der Eigentümer des Teiches, der ein großes, häßliches Tier war. Dann verschluckte es den Knaben und ging fort. Als es zu dem Teiche kam, in dem es lebte, fühlte es das Gewicht des verschlungenen Knaben in seinem Magen und konnte nicht in das Wasser gehen. Da kam ein großer Frosch und rief:

„Habe ich dir nicht gesagt, daß du nicht den verschlingen mußt, der dein Wasser trinkt? Nun mußt du sterben, und dann ist niemand da, der uns beschützen kann!"

Nachdem der Frosch so geredet hatte, sprang er in das Wasser zurück.

Gegen Abend sagte das Ungeheuer:

„Mein Leib schmerzt mich!"

Da kamen alle Tiere aus dem Teiche zu ihm, und es sprach:

„Hört, was ich euch sage! Ihr alle seid hier zurückgelassen, wenn ich sterbe und habt keinen Freund!"

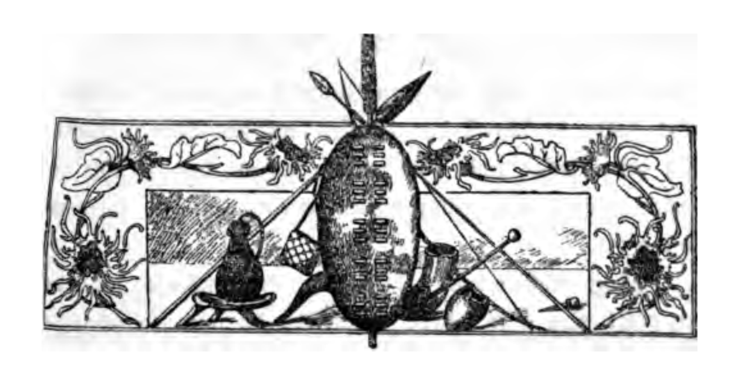
Danach starb es. Aber der kleine Rotbauch lebte noch in dem Magen des toten Tieres. Er nahm sein Messer, schnitt ein Loch in den Körper des Tieres und kam ganz fröhlich zum Vorschein. Dann ging er heim.

„Sagte ich dir nicht, daß ich nicht sterben würde?" sagte er zu seiner Mutter.

„Mein Kind, wie konnte ich wissen, wie sicher du dich bergen würdest!" erwiderte sie.

Danach blieb Rotbauch immer bei seinen Eltern.





# Der verwandelte Kürbis.

Zulumärchen.

Ein Mann und eine Frau hatten ein großes Kürbisfeld. Eines Tages holte sich die Frau einen besonders schönen Kürbis, um ihn zu kochen. Als sie ihn in ihre Hütte getragen hatte, wollte sie ihn gleich zurechtmachen. Da hörte sie plötzlich eine Stimme, die aus dem Kürbis herauskam und sprach: „Laß mich leben! Kochst du mich, so koche ich dich! Laß mich leben! Kochst du mich, so koche ich dich!“

Diese Worte wiederholte er fortwährend. Am liebsten hätte die erschrockene Frau ihn wieder auf das Feld gebracht, von dem sie ihn geholt hatte; aber ihr Mann arbeitete dort, und sie wußte recht gut, daß der sie nur auslachen würde, wenn sie ihm die sonderbare Geschichte von dem sprechenden Kürbis erzählte. Deshalb dachte sie, es wäre am klügsten, recht hurtig bei ihrer Arbeit zu sein, und lief hinaus zur nahen Quelle, um Wasser zum Kochen zu holen. Kaum aber hatte sie ihre Hütte verlassen, als der Kürbis sich in das Kind der Frau verwandelte, welches am Boden lag und schlief. Aus dem Kinde indessen wurde ein Kürbis, genau so schön und groß und schwer, wie der, welchen die Frau vom Felde geholt

hatte. Als sie nach wenigen Minuten wieder in die Hütte trat, setzte sie schnell das Wasser auf das Feuer, schärfte sich ihr Messer und ging eiligst daran, den Kürbis zu zerschneiden. Der fing sofort wieder an zu sprechen und rief:

„Laß mich leben! Schneidest du mich, so schneid ich dich! Laß mich leben! Schneidest du mich, so schneid ich dich!“

Dieselben Worte wiederholte er die ganze Zeit, bis er in lauter kleine Stücke zerteilt war; dann warf ihn die Frau in das kochende Wasser und lief schnell hinaus zu ihrem Manne, um ihm alles zu erzählen.

Er wollte ihren Worten zwar nicht glauben, kam aber doch mit zurück zur Hütte, um den sonderbaren Kürbis zu sehen.

„Was ist das?“ rief die Frau, sobald sie wieder in der Hütte war; denn auf der Erde, an der Stelle, wo ihr Kind gelegen hatte, lag ein Kürbis, und das Kind war nirgends zu finden.

Der Mann hob inzwischen den Deckel des Kochtopfes hoch, und siehe da, aus dem kochenden Wasser hüpfte frisch und munter ihm sein Kind entgegen!

„Ich bin am Leben!“ sprach es. „Ein andermal aber darf meine Mutter nicht die Worte verachten, die zu ihr gesprochen sind, selbst wenn es nur ein Kürbis ist, der sie sagt.“

Der Mann und die Frau waren von Herzen froh, daß sie ihr Kind wieder hatten, und alle drei gingen zusammen auf das Kürbisfeld und trugen den großen Kürbis wieder an den Ort, auf dem er gewachsen war.

---

## Eine Tierfabel der Somalineger.[21])

Einstmals gingen der Löwe, die Hyäne und der Fuchs auf die Jagd, und sie fingen ein Schaf. Als sie die Beute teilen wollten, rief die Hyäne: „Mir gehört das Hinterteil; der Löwe mag das Vorderteil des Schafes behalten, und der Fuchs soll die Eingeweide und die Füße bekommen.“ Da wurde der Löwe wütend, hob seine Tatze auf und schlug der Hyäne ein Auge aus.

„Teile du!“ wandte er sich dann zum Fuchs.

„Kopf, Füße und Eingeweide gehören der Hyäne und mir,“ sagte der erschrockene, schlaue Fuchs. „Wer hat dich gelehrt, so zu sprechen?“ fragte der Löwe erstaunt.

„Das Auge der Hyäne!“ entgegnete der Fuchs.

---

## Ein Zulumärchen von der Hyäne.[22])

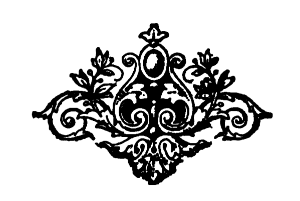
Eine Hyäne hatte einstmals einen Knochen gefunden, nahm ihn in ihr Maul und lief damit ans nahe Wasser, um dort ihre Mahlzeit zu verzehren. In dem klaren Spiegel des Wassers sah sie den Mond wie

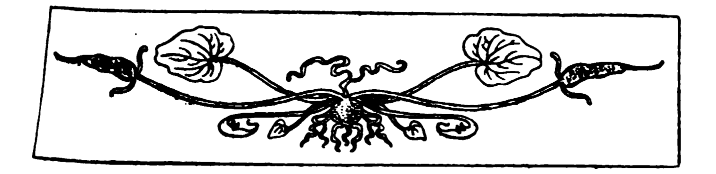
[21]) Die Somalineger gehören seit vielen Jahrhunderten bereits zum großen Teil der Religion Mohameds an, da die Lage ihres Landes am Golf von Aden sie mit den Arabern in vielfache Verbindung brachte. Sie sind kriegerisch und grausam und haben verhältnismäßig einen sehr geringen Schatz an Sagen; auch sind die wenigen, welche man kennt, meist von gewalttätiger Tendenz.

[22]) Dieses Zulumärchen erinnert in seiner Moral wunderbar an Äsop, auch an Lessing und La Fontaine, — wiederum ein Beweis der übereinstimmenden Phantasie des Menschen zu allen Zeiten und in allen Ländern.

ein großes Stück Fleisch vor sich. Gierig schnappte sie danach und ließ dabei die Knochen auf den Boden fallen. Das vermeintliche Stück Fleisch auf dem Grunde des Wassers konnte sie nicht erhaschen; aber jedesmal, wenn sie danach tauchte und schnappte, wurde das Wasser trübe, und die enttäuschte Hyäne legte sich dann geduldig an das Ufer, um zu erwarten, bis es wieder klar und ruhig geworden war; dann begann sie ihr gieriges Spiel von neuem. Inzwischen kam eine andere Hyäne und nahm den verschmähten Knochen fort. Nach und nach fanden sich auch andere Tiere ein, die lachten die Hyäne aus, als sie sahen, wie sie immer wieder in das Wasser tauchte, nach dem Spiegelbilde des Mondes haschte und wieder herauskam, indessen ihr das Wasser aus dem Munde lief.

Noch jetzt sagt man spottend zu einem, der das Gute fortwirft, um nach Besserem zu haschen, ohne es schließlich zu gewinnen: „Du gleichst der Hyäne, die den Knochen verachtete und nach dem Monde haschte."





## Wie es kommt, daß die Nase des Hasen gespalten ist.[23])

### Ein Hottentottenmärchen.

Der Mond sandte einst ein Insekt zu dem Menschen und sprach zu ihm: „Sage dem Menschen, der Mond sende ihnen folgende Worte: „Wie ich sterbe und im Sterben noch lebe, werdet auch ihr sterben und leben."

Da machte das Insekt sich auf mit der Botschaft. Unterwegs traf es den Hasen; der hielt es an und fragte: „Wohin gehst du?"

Das Insekt antwortete:

„Der Mond hat mir befohlen, zu den Menschen zu gehen und ihnen zu sagen: Der Mond sendet ihnen folgende Worte: „Wie ich sterbe und im Sterben noch lebe, werdet auch ihr sterben und leben."

Da sprach der Hase: „Laß mich hingehen; ich laufe besser."

---

[23]) Wie es kommt, daß die Nase des Hasen gespalten ist (Hottentotten); Warum es gut ist, daß die Menschen sterben (Sage vom Viktoriasee); Sage vom Chamäleon (Haussastamm); Warum der Mensch stirbt (Goldküste); Wie der Tod in die Welt kam (Zulu) sind alles Sagen des gleichen Inhaltes in mehr oder minder veränderter Form. Eine wunderbare Gleichheit der Mythologie der Bantuvölker in dem weiten afrikanischen Gebiet ist in diesen Sagen enthalten, in allen liegt der tiefe Gedanke an die Vergänglichkeit alles Bestehenden.

Dann lief er davon. Als er zu den Menschen kam, sagte er: „Der Mond läßt euch sagen: „Wie ich sterbe und vergehe, so werdet auch ihr sterben und vergehen und nicht mehr sein."

Darauf lief der Hase zum Mond und erzählte ihm, was er den Menschen gesagt hatte.

Der Mond wurde böse, als er dies hörte, und sprach zu dem Hasen:

„Wie kannst du dem Menschen sagen, was ich dir nicht aufgetragen habe?" Und er schlug ihn mit einem Scheit Holz auf die Nase, daß sie sich spaltete.

---

## Warum es gut ist, daß die Menschen sterben.[23])

Eine Sage der Eingeborenen vom Viktoriasee.

Im Anfange gab es auf der Erde zwei Menschen, einen Mann und eine Frau. Die Frau hieß Mbaele, der Mann Kassangero. Diese beiden ersten Menschen hatten viele Kinder, die wiederum Kinder bekamen. Der Mann Kassangero wünschte, daß alle seine Kinder und ihre Nachkommen für immer am Leben bleiben sollten; aber sein Weib riet ihm ab, zur Erfüllung dieses törichten Wunsches Medizin zu machen. Wenn der Menschen zu viele würden, meinte sie, könnten sie keinen Platz finden, um Felder zu bauen, und kein Holz zum Feuer, um ihr Essen zu kochen. Da gab der erste Mann sein Vorhaben auf und ließ die Menschen sterben.

---

## Die Sage vom Chamäleon.[23])

Eine Geschichte des Haussastammes im Innern Afrikas.

Der große Geist sandte einst das Chamäleon zu den Menschen.

„Sage ihnen," sprach er, „wenn ein Mensch stirbt, so soll man ihn mit Brot berühren, damit er wieder lebe."

Diese Worte hatte die Eidechse gehört; eilig lief sie zu den Menschen und sagte zu ihnen:

„Wenn ein Mensch stirbt, so sollt ihr ihn begraben."

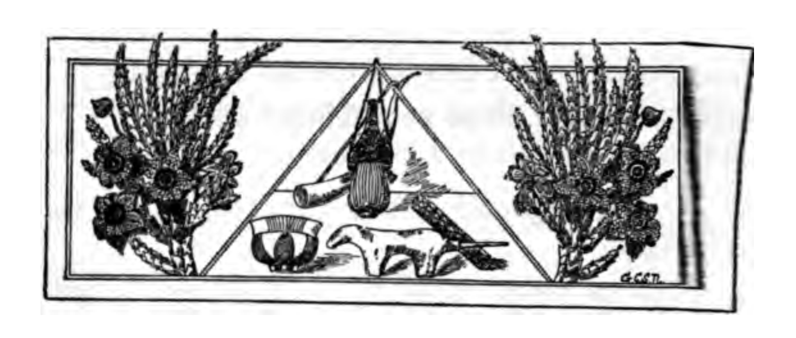
Auch das Chamäleon machte sich auf den Weg, schmückte sich mit bunten Farben und ging langsam zu den Menschen.

„Der große Geist sagt zu euch: „Wenn ein Mensch stirbt, so sollt ihr ihn mit Brot berühren, damit er wieder lebe.""

Die Menschen aber schüttelten den Kopf und sagten:

„Was zuerst gesagt ist, muß gelten; wir glauben dir nicht."





# Warum der Mensch stirbt.[23])

Eine Sage von der Goldküste.

Der erste Mensch auf Erden war unsterblich; es war ein Weib. Der große Geist aber sah, daß es nicht gut war, das Weib allein zu lassen; deshalb schuf er den Mann. Da fingen die Menschen an sich zu vermehren, aber nicht genug, um die Erde zu füllen! — Da sandte der große Geist das Schaf zu ihnen und ließ ihnen sagen:

„Die Menschen werden sterben, aber sie werden wiederkehren." Das Schaf machte sich auf den Weg; als es aber an fetten Weiden vorbeikam, fing es an, auf ihnen zu grasen und verweilte sich und vergaß seine Botschaft.

Die Menschen vermehrten sich mehr und mehr; aber da sie unsterblich waren, fing es an, ihnen auf der Erde an Raum zu mangeln.

„Wenn wir unsterblich sind," sagten sie, „so werden unserer bald zu viele sein."

Da sandte der große Geist die Ziege und befahl ihr, den Menschen zu sagen:

„Wenn der Mensch stirbt, wird er tot sein für immer."

Eilig legte die Ziege ihren Weg zurück, während das Schaf noch immer graste.

„Wenn der Mensch stirbt, wird er tot sein für immer,“ rief sie den Menschen zu.

Da endlich traf das Schaf ein; — aber seine Botschaft kam zu spät.

Wäre das Schaf schnell gewesen und vor der Ziege gekommen, so würde der Mensch vom Tode wiederkehren; nun aber muß er sterben.

---

## Der Hase und die Schildkröte.[24])

### Ein Kamerunmärchen.

Ein Hase traf einst eine Schildkröte.

„Ei,“ rief er höhnisch aus, „was du für kurze, häßliche Beine hast!“

Die Schildkröte tat, als habe sie die Worte des Hasen gar nicht gehört.

„Mit den Beinen kannst du gewiß nicht laufen!“ höhnte er weiter.

Noch immer tat die Schildkröte, als hätte sie gar nicht hingehört. Das ärgerte den Hasen. Gerade wollte er noch mehr sagen, als plötzlich die verspottete Schildkröte sprach:

---

[24]) Wem fiele beim Lesen dieser Sage unserer schwarzen Landsleute nicht sofort der bekannte deutsche Swinegel ein, der den Wettlauf mit dem Hasen eingeht? Die Ähnlichkeit beider Märchen ist eine so frappierende, daß man geneigt ist, die Originalität des einen oder des anderen zu bezweifeln; dennoch sind beide echt. Die Märchenwelt eines Volkes ist eben nichts anderes, als das Buch seiner Kinderstubengeschichte, diese aber wiederholen sich allerorten, wie auch Spiele und Gewohnheiten von Kindern stets wiederkehren; der kindliche Geist hat zu jeder Zeit seine ihm eigene, sich wiederholende Phantasie.

„Weißt du was, Hase, ich möchte gern mit dir wettlaufen!"

„Wa— —a—a—s? mit mir, mit mir?" spottete der Hase erstaunt.

„Hm! ja mit dir; warum denn nicht?"

Das ärgerte nun den Hasen, wenn er auch meinte, es sei nur Scherz von der Schildkröte; aber solche Scherze mochte er nicht leiden. Als er nun gar merkte, daß die Schildkröte in vollem Ernste redete, sprach er:

„Nun meinetwegen! Was gilt die Wette?"

„Ich setze alles, was ich habe; du mußt dasselbe tun."

„Gut! mir ist's recht."

Dann ging die Schildkröte gemächlich, wie es ihre Gewohnheit war, nach Hause. Der Hase und seine Frau lachten aber hinter ihr her.

Daheim angelangt, sprach die Schildkröte zu ihren Kindern:

„Ich muß heute noch ausgehen, und ihr sollt mich begleiten!" Da freuten sich die kleinen Schildkröten sehr. So ging denn die Alte mit ihnen in den Wald. Bei der ersten Biegung des Weges sprach sie zu ihrem kleinsten Kinde:

„Bleibe hier stehen, und wenn morgen der Hase an an dir vorbeilaufen wird, so ruf' ihm zu: „Guten Tag, lieber Hase!"" Dann ließ sie die Worte von dem Kinde noch einmal wiederholen und ging mit den anderen Kleinen weiter.

„Du bleibst hier stehen," sagte sie nach einer Weile zu dem zweiten Kinde, „und wenn morgen der Hase an dir vorbei kommt, so rufst du ihm zu: „Guten Tag, lieber Hase!""

Das Kind versprach zu tun, was die Mutter ver-

langte, und diese ging weiter mit den übrigen Kindern. Wieder nach einer Weile, gab sie denselben Befehl einem anderen Kinde und so weiter, bis das sechste Schildkrötchen an einem großen Stein seinen Posten einnahm; dieser Stein sollte, wie verabredet, das Ziel des Wettlaufes sein.

„Du rufst: „Gewonnen! Ich bin da," wenn der Hase kommt," sagte sie zu diesem und ging fröhlich nach Hause; denn es war spät, und sie wollte schlafen.

Der Hase tat in der Nacht vor Aufregung kein Auge zu.

„Wie lächerlich von dir!" sagte seine Frau, „als ob eine Schildkröte einen Hasen im Wettlauf schlagen könnte!"

Am anderen Morgen kam ein Freund des Hasen, der Zeuge sein sollte, und holte ihn ab. Darauf ging's zur Schildkröte. Diese war bereit, und man begab sich zu der bezeichneten Stelle im Walde.

„Eins, zwei, drei!" und der Wettlauf ging los.

Nach einer kleinen Weile drehte die Schildkröte auf einem Seitenwege um und ging heim.

Dort wartete sie auf ihre Kinder.

Der Hase lief, so schnell er konnte und dachte weiter nichts bei sich, als er plötzlich neben sich hörte:

„Guten Tag, Herr Hase!"

Ei, wie er da eilig weiterrannte!

„Guten Tag, Herr Hase!" klang's da noch einmal, und wieder: „Guten Tag, Herr Hase."

Er war außer sich; wütend!

Nun noch ein kleines Stück, und das Ziel war erreicht. Der Hase keuchte weiter.

„Gewonnen! Hier bin ich!" scholl es da.

Da war es aus mit der Kraft des Hasen; erschöpft und ohnmächtig fiel er zu Boden.

Die alte Schildkröte aber sah glückselig ihre Kinder wiederkehren und freute sich ihrer gelungenen List.

Nach geraumer Zeit kam die Frau des Hasen, klagte und weinte und bat die Schildkröte zu vergessen und zu vergeben, wie tief der Hase sie gekränkt habe.

„Er liegt krank daheim," fügte sie hinzu, „und nun müssen wir dir den Preis zahlen!"

„Geh nur heim!" sagte die Schildkröte, „ich werde mir die Sache überlegen. Morgen komme ich zu dir."

Am anderen Tage ging sie denn auch wirklich zu ihrem kranken Gegner, sprach ein paar freundliche Worte zu ihm und nahm nur ganz wenig von dem, was ihr zukam.

„Eins aber merke dir," sagte sie ernsthaft, „du mußt nie wieder spotten über das Aussehen anderer Leute; so wie wir gemacht sind, müssen wir bleiben, und es ist gut so."





# Die Ziege, der Löwe und die Schlange.[25])

**Eine Sage der Basoto, eines Eingeborenenstammes aus dem Kongogebiet.**

Eines Tages spazierten eine Ziege und ein Löwe am Rande eines tiefen Waldes miteinander. Nicht weit von dem Dickicht lag ein friedliches Dorf, in dessen Hütten zufriedene Menschen lebten, und welches von einem hohen geflochtenen Zaun umgeben war.

„Wo kommst du heute her, lieber Freund?" fragte die Ziege den Löwen.

„Geradenwegs von einem Festmahl, welches ich guten Freunden von mir veranstaltet habe. Der Leopard, die Hyäne, der Wolf, der Schakal, die wilde Katze, der Büffel, das Zebra waren meine Gäste. Auch die Giraffe, das Elentier und der Springbock kamen zu mir."

„Wie großartig das gewesen sein muß!" seufzte die Ziege. „Ich bin wirklich recht vereinsamt in dieser Welt; niemand kümmert sich um mich. Indessen darf ich nicht klagen; denn im allgemeinen finde ich Gras und Kraut im Überfluß, auch zumeist ein schattiges Plätzchen, um zu

---

[25]) Dies Märchen wurde Mr. Stanley von einem Eingeborenen der Kongogegend erzählt und gibt Zeugnis von der regen Phantasie und dem wunderbaren Talent der meisten Stämme der Afrikaneger, die Tiere mit Ideen und Sprache zu beleben.

ruhen, und kenne eigentlich keinen wahren Kummer, a[illegible] habe ich alle Ursache zufrieden zu sein."

„Du kannst doch unmöglich behaupten wollen," fu[illegible] der Löwe auf, „daß du mich nicht beneidest um mei[illegible] Kraft und Stärke wie um meine Würde?"

„Ich beneide dich in der Tat nicht", entgegnete [illegible] Ziege gleichmütig, „denn bisher war mir weder de[illegible] Kraft noch deine Würde bekannt!"

„Wie? du weißt nicht, daß ich der stärkste von al[illegible]e Bewohnern des Waldes bin? Du weißt auch nicht, d[illegible]aß wenn ich die Stimme erhebe, alle, welche es hören, in Furcht erzittern?"

„Nein, von alledem weiß ich nichts! Fast mö[illegible]hte ich glauben, daß du deine Macht überschätzst; denn ich kenne Wesen, deren Waffen weit gefährlicher sind als die, mit denen du kämpfst. Deine Zähne sind zwar groß, deine Krallen scharf, dein Aussehen gewaltig und dein Gebrüll erschreckend, und dennoch glaube mir, gibt es ein kleines Geschöpf in diesem Walde, das gefürchteter ist als du, und solltest du dich im Streite mit ihm messen, so würdest du wahrscheinlich unterliegen."

„Unsinn!" rief der Löwe ärgerlich, „du reizt mich zur Wut mit deiner albernen Rede. Noch heute bei meinem Gastmahl gaben alle Tiere zu, daß sie mit mir sich nicht vergleichen könnten, und ich sollte meinen, daß auch du mir recht geben wirst, wenn ich sage, daß ein einziger Griff von mir dich töten kann!"

„Darin hast du unbedingt recht, und ich darf keinen Anspruch darauf machen, für besonders stark zu gelten. Das Wesen aber, von dem ich sprach, ist jedenfalls nicht dein Gast gewesen."

„Von wem redest du eigentlich?" fragte der Löwe verächtlich.

„Von der Schlange!“ entgegnete die Ziege ruhig.

„Von der? Von dem kleinen, kriechenden Dinge, welches Mäuse und kleine Vögel frißt und sich zwischen Gras und niedrigem Gebüsch hindurchwindet?“

„Ja, ja, von derselben!“

„Ich bitte dich, denke doch daran, wie ein kleiner Teil meines Körpergewichtes das unscheinbare Ding zermalmen könnte!“

„Ich möchte dir nicht zu dem Versuche raten. Seine Zähne sind gefährlicher als die deinen.“

„Willst du in meinem Kampfe mit der Schlange gegen mich wetten?“

„Ja!“

„Und wenn du verlierst —?“

„So bin ich für immer dein Sklave, und du kannst über mich verfügen, wie es dir beliebt. Aber wenn du unterliegst, — was dann?“

„Wähle, was du dann verlangst.“

„Schön! Dann will ich hundert Bananentrauben haben. Am besten wär's freilich, du brächtest sie gleich mit auf den Kampfplatz.“

Auf diese letzten Worte zu antworten, hielt der Löwe für überflüssig.

„Wo aber ist die Schlange, die den Kampf mit mir aufnimmt?“ fragte er daher.

„Ganz nahe!“ antwortete die Ziege. „Hole du nur die Bananen, und wenn du zurückkehrst, wirst du die Schlange hier vorfinden.“

Stolz schritt der Löwe von dannen, um die Bananen zu holen, indessen die Ziege in das Gebüsch ging, wo die Schlange in tiefem Schlaf zusammengerollt unter einem Baume lag.

„Schlange,“ rief die Ziege, „wach' auf! Der Löwe

will mit dir kämpfen. Er hat mit mir um hundert Bananentrauben gewettet, die er mir geben muß, wenn er verliert; ich habe aber mein ganzes Leben in seinen Dienst gestellt für den Fall, daß er Sieger bleibt. Wenn du meinem Rate folgst, so ist kein Zweifel daran, daß du über den Löwen triumphieren wirst."

„Gut," entgegnete die Schlange schläfrig, „was soll ich denn tun?"

„Krieche auf einen Baum, der hier in der Nähe steht, und wenn der Löwe kommt, so rufe ihn, damit er ganz dicht zu dir trete. In seinem unbegrenzten Hochmut und voll von dem Glauben an seine Unnahbarkeit wird er sich ganz sorglos dir nähern und sich auch noch nicht erschrecken, wenn du deinen Kopf dem seinen ganz nahe bringst. Dann bohre deine Giftzähne tief in seine Augenbrauen, und du wirst alsbald des Kampfes Sieger sein."

„Schon gut!" sagte die Schlange, die inzwischen ganz munter geworden war, „aber was soll denn mein Lohn sein?"

„Ich werde dein Freund und Diener fürs Leben sein."

„Einverstanden! Führe mich!"

Darauf führte die Ziege die Schlange auf den Kampfplatz und zu dem Baume, den sie vorher schon bezeichnet hatte.

Bald darauf kam der Löwe und hinter ihm her in langer Reihe die Tiere, welche ihm dienten und für ihn die Bananen trugen. Nachdem der Löwe diese Tiere entlassen hatte, wandte er sich zur Ziege.

„Nun, Zieglein," sagte er freundlich herablassend, „wo ist deine starke Freundin? Ich brenne darauf, sie zu sehen."

„Bist du der Löwe?" fragte da eine feine Stimme von dem Baume.

„Jawohl! Wer aber, wenn ich fragen darf, bist du, daß du mich nicht kennst?"

„Ich bin die Schlange; meine Augen sind schwach, und ich kann mich nicht schnell bewegen. Tritt näher, damit ich dich sehen kann."

Der Löwe brach in ein laut schallendes und hochnäsiges Gelächter aus; dann trat er näher. Die Schlange streckte ihren Kopf weit vor und blies ihren Odem dem Löwen so stark ins Gesicht, daß ihre ganze schlanke Gestalt erzitterte.

„Du zitterst ja," sagte der Löwe verächtlich.

„Ja," entgegnete die Schlange, „je mehr ich zittere, um so schwerer treffe ich," und dabei schoß sie vorwärts und bohrte ihren Giftzahn tief in die linke Augenbraue des Löwen, und im selben Augenblicke ringelte sich ihr ganzer geschmeidiger Körper um den Hals des Löwen und vergrub sich in seine dicke Mähne. Das Gift brannte wie Feuer in dem Kopf und dem Körper des Verwundeten; als es bis zum Herzen gedrungen war, fiel er nieder und war tot.

„Gut! sehr gut," mecktere die Ziege und betrachtete lüsternen Auges die Bananen. Darauf schworen Schlange und Ziege sich ewige Freundschaft.

„Jetzt folge mir!" sagte dann die Schlange. „Ich habe eine kleine Arbeit für dich!"

„Arbeit, beste Freundin? was denn?"

„O sie ist leicht und nicht ermüdend! Wenn du diesen Pfad hier entlang gehst, so kommst du in ein Dorf, in dem Menschen wohnen. Dort erzähle, was ich getan habe und zeige den Leuten den toten Löwen. Sie werden sich darüber freuen, und du wirst in den Gärten der Menschen Nahrung im Überfluß finden. Freilich werden

sie dich schlachten, sobald du fett bist; aber dafür hast du auch ein Leben voller Genuß und Behaglichkeit gehabt."

„Mir ist die Arbeit recht," entgegnete die Ziege, „und vor dem Ende meines Lebens graut mir auch nicht. Was dich anbetrifft, so fürchte ich, daß du niemals Ruhe und Frieden finden wirst; denn Tiere und Menschen werden dich stets als Feind fürchten und verabscheuen."

Darauf schieden sie.

Die Ziege ging den ihr gewiesenen Pfad entlang und kam bald zu den Menschen und ihren Wohnungen. Vor dem Dorfe sah sie ein Weib, das war damit beschäftigt, sich Holz zu sammeln. Als es aufblickte und ein Tier mit spitzen Hörnern auf sich zukommen sah, erschrak es und wollte fortlaufen; als es jedoch sein friedliches Meckern hörte und sah, wie es hin und wieder stehen blieb, um saftiges Grün und Gras zu fressen, besann es sich und rief die Ziege an, die dann auch zögernd nahe trat.

„Folge mir," sagte die Ziege, als sie ganz nahe gekommen war; „ich will dir etwas Seltsames zeigen."

Zwar erschrak die Frau ein wenig, als sie das Tier sprechen hörte, aber ihre Neugierde gewann die Oberhand und sie folgte, bis sie zu der Stelle kam, an der der tote Löwe lag. Dort blieb sie stehen und rief aus:

„Was ist denn dieses? Was bedeutet das alles?"

Die Ziege erwiderte:

„Dieser hier war einst der König aller Tiere; vor ihm fürchteten sich alle Wesen, welche im Walde und auf dem Felde lebten. Aber er wurde zu stolz, zu hochmütig und fühlte sich zu sehr als derjenige, dem alles untertan sein mußte. Deshalb forderte ich ihn zum Kampfe heraus mit einem kleinen unscheinbaren Wesen, welches in Hecken

und Büschen lebt, und du siehst, er ist im Kampfe gefallen!"

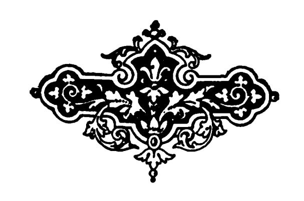
„Und wer war der Sieger?"

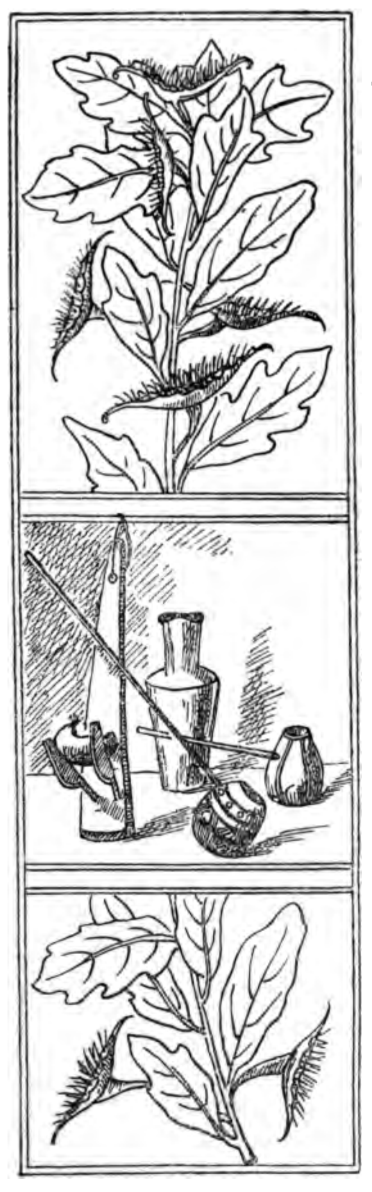
„Die Schlange."

„Du hast recht," rief das Weib, „die Schlange ist die Beherrscherin aller Wesen, nur nicht des Menschen."

„Du hast wahr gesprochen!" antwortete die Ziege. Das weiß auch die Schlange, und deshalb sandte sie mich zu den Menschen, daß sie mich pflegen und bei sich behalten sollten. Bin ich aber fett und rund geworden, so werden sie mich töten und verzehren. Das waren die Worte der Schlange."

Die Frau horchte auf diese Worte und merkte sie wohl. Dann zog sie des Löwen Fell ab, trug es in das Dorf und erzählte dort den Leuten von ihrem wunderbaren Erlebnis. Von jenem Tage an ist die Ziege ein Mitglied des menschlichen Haushaltes geworden, und der Dank dafür gebührt der Schlange; denn hätte sie nicht die Ziege zum Menschen geschickt, so wäre sie für immer wild und unstät geblieben, wie ihre Schwester, die Antilope.





## Kimyera.[26])

**Ein Märchen der Wanyoro aus der Landschaft Unyoro nördlich vom Viktoria-Nianza.**

In Unyoro herrschte vor langer, langer Zeit ein mächtiger König Namens Uni. Dieser nahm zum Weibe ein Mädchen eines benachbarten Stammes, das hieß Wanyana. Wanyana aber hatte für ihren Gatten nichts wie Haß und Abscheu in ihrem Herzen und zeigte

---

[26]) Die Sage entstammt der Landschaft Unyoro, welche an die Nilseen stößt und nördlich des Viktoria-Nyanza liegt. Ihre Bewohner sind die Wanyoro, ein wilder, kriegerischer, leidenschaftlicher Stamm, der schon vor langen Jahren mit den Arabern vielfach in Handels- bzw. Tauschbeziehungen gestanden hatte. Zeitweise waren die Wanyoro den Arabern unterworfen, in blutigen Kämpfen gelang es dem freiheitsdürstenden Stamme, die Bedrücker wieder zu verdrängen. Jetzt bildet Unyoro einen Teil von Britisch-Ostafrika.

ihm ihre Gefühle täglich. Eines Tages kam zu dem König ein Mann, der wollte Vieh einhandeln, und weil er schön auf der Flöte spielen und gut unterhalten konnte, so bat ihn Uni, ein Weilchen in seinem Reiche zu bleiben. Allabendlich setzte sich nun der Fremdling nieder unter einen großen Baum vor den Hütten des Königs und unterhielt diesen wie seine Weiber mit Flötenspiel und Erzählungen. Wohlgefällig ruhte dabei sein Auge auf den schmucken Gestalten der jungen Frauen, welche ihm zuhörten. Am meisten aber entzückte ihn die Schönheit Wanyanas, und er sowohl wie viele andere der Anwesenden gewahrten auch bald, daß seine Neigung nicht unerwidert blieb. Ja, bald flüsterte man unter den Weibern allerlei über Wanyana und Kalimera und wollte wissen, daß die Liebenden sich heimlich träfen und leidenschaftliche Worte tauschten. Zu Unis Ohren kam aber nichts von alledem, was die Leute sich erzählten, und sein Herz war frei von Argwohn. Es tat ihm leid, daß Wanyana ihn nicht liebte und es nicht duldete, daß er ihr mit Zärtlichkeiten nahte; doch hoffte er, daß es ihm gelingen würde, sie nach und nach für sich zu gewinnen; deshalb beschloß er, nicht in sie zu dringen, sondern es der Zeit und seinem stets sich gleichbleibenden Aufmerksamkeiten zu überlassen, ihr Herz zu rühren. Er baute für sie ein neues, schönes Haus, besuchte sie ab und zu, brachte ihr stets Geschenke mit und tat alles, um ihre Liebe zu gewinnen.

In nicht allzulanger Zeit gewahrte Wanyana mit Schrecken, daß sie einem Kinde das Leben schenken sollte. Angsterfüllt vor dem Zorn ihres Gatten, bat sie ihn, für mehrere Wochen seine Besuche bei ihr einzustellen, und versprach ihm dafür, später ein ergebenes und liebendes Weib zu sein. Beglückt ob dieser Aussicht, willfahrte Uni ihrem Wunsche. Durch ihre eigenen Untergebenen suchte

Wanyana Kunde von ihrem Geliebten zu erlangen, erfuhr aber nur, daß er plötzlich verschwunden und niemand wisse, wohin er gegangen sei.

Kurze Zeit darauf gebar Wanyana einen kleinen Jungen. Geängstigt von dem Gedanken daß der König ihre Untreue entdecken könnte, nahm sie das Kind und legte es in die Werkstatt eines Töpfers; dann aber ging sie eiligst zu einem Zauberer, beschenkte ihn reich und bat ihn, in irgend einer Weise dafür zu sorgen, daß ihr Kind gut gepflegt würde. Beruhigt durch das Versprechen unverbrüchlichen Schweigens, schritt sie alsdann schnell heim.

Am folgenden Morgen wollte Muyana, der Töpfer, in seine Werkstatt gehen; sein Weg führte ihn vorbei an der Tür des Zauberers, und dieser rief ihn an:

„Muyana, warum nimmst du jetzt immer schlechte Erde, aus der du deine Töpfe machst? Sie sind nicht mehr so gut wie früher und zerbröckeln in der Hand."

„Ach Doktor!" rief der arme Töpfer erschreckt, „sage du mir, was ich tun soll, damit meine Arbeit wieder werde, wie sie sonst war!"

„Gut, Muyana! ich kann dir raten. Du hast einen mächtigen Feind, der nur Böses für dich sinnt; aber ich will seine Pläne zu schanden machen. Gehe du in deine Werkstatt und suche in ihr nach irgend etwas Lebendigem. Wenn du es gefunden hast, so nimm es zu dir, hüte und pflege es; denn wisse, solange es lebt, wirst du vor allem Übel bewahrt bleiben."

Muyana war nicht wenig erstaunt, als er diese Worte gehört hatte, eilte weiter zu seiner Werkstatt und gewahrte dort alsbald ein sorglich zusammengewickeltes Bündel, dessen Inhalt ihm aber verborgen blieb, und das er nicht wagte zu berühren.

„Ich will zu meiner Frau gehen und ihr all dieses

erzählen," sagte er zu sich; „denn Weiber wissen mit geheimnisvollen Dingen besser Bescheid," und schnellen Schrittes lief er heim.

„Du Dummkopf!" schalt sein Weib, nachdem es zugehört hatte: „Warum hast du nicht getan, was der Zauberer dir befohlen hat? Komm' jetzt gleich mit mir und zeige mir, was du gesehen hast. Mich beunruhigt ein Traum, den ich in der vergangenen Nacht gehabt habe, und das Bündel, von dem du da gesprochen hast, kann für uns beide von großer Bedeutung sein."

So zogen sie miteinander zur Töpferei. Gerade als sie dort ankamen und die Frau eben nahe hinzutrat, um zu sehen, was auf der Erde in Felle gewickelt lag, fing das Kind an zu schreien und sich zu bewegen:

„Du meine Güte, das ist ja ein Säugling," rief das Weib, „und es sieht genau so aus, wie das Kind, welches ich heute Nacht im Traume sah! Heb' es auf, Muyana, gib es mir und verletze es ja nicht!"

Muyana war wie von Sinnen, tat aber, wie sein Weib ihm geheißen hatte, und gab ihr das Kind, ohne ein Wort zu sagen. Entzückt betrachtete die Frau das gesunde, wohlgebildete Kind, wiegte es in ihren Armen und rief aus:

„Muyana, was sind wir doch für glückliche Leute! Seit Jahren sehne ich mich nach einem Kinde, und endlich haben gute Geister meinen Wunsch erfüllt und uns das schönste aller Kinder gegeben. Unser Glück ist gemacht!"

„Aber wessen Kind mag das sein?" fragte Muyana argwöhnisch.

„Wie kann ich das sagen? Laß uns dankbar sein, daß wir es gefunden haben; fürwahr, der Zauberdoktor ist ein guter und weiser Mann; er wird wohl auch das

Geheimnis dieses kleinen Wesens kennen; uns aber geht das nichts an, laß uns lieber gar nicht daran denken. Nicht wahr, fortan ist das Kind unser; wir wollen dafür sorgen und es wie unser eigenes halten!"

„Wie du willst!"

So hatte denn das Kind der schönen Wanyana seine Pflegeeltern gefunden, und in ganz Unyoro gab es keine Mutter, die stolzer auf ihr Kind gewesen wäre, als Muyanas Weib auf diesen Findling. Der Knabe wurde mit Ziegen- und Kuhmilch ernährt und gedieh prächtig. Als Muyana zu dem Zauberdoktor ging, um diesen zu fragen, wie er das Kind nennen solle, antwortete der ihm

„Nenne es Kimyera — den Mächtigen."

Als Kimyera etwa ein Jahr alt war, ging Wanyana eines Tages zu einem Töpfer, um für ihr Haus Töpfe zu kaufen. Sie setzte sich auf die Erde am Eingange der Werkstatt und wählte aus, was ihr gefiel. Da plötzlich hörte sie ein Kind schreien.

„Hat dein Weib kürzlich ein Kind gehabt?" fragte Wanyana, „ich hörte bisher nichts davon."

„Nein, Weib unseres Häuptlings," entgegnete Muyana, „wir haben das Kind vor Jahresfrist in meiner Werkstatt gefunden." Wanyanas Herz schlug höher, als Muyana nun fortfuhr, die ganze sonderbare Begebenheit zu erzählen, und im stillen überlegte sie, wie sie es wohl anfangen könnte, sich der Verschwiegenheit des Mannes zu vergewissern, wenn sie ihm gestände, daß sie des Kindes Mutter sei.

„Anfänglich hatte ich gegen mein Weib den Verdacht," schloß Muyana, „daß das Kind ihr Eigentum sei, und daß ich der Betrogene wäre. Aber ich habe keinen Grund für den schändlichen Argwohn, wennschon er hin

und wieder noch sich in mir regt, denn mein Weib ist in ganz Unyoro die beste und klügste Frau."

Wanyana überlegte einen Augenblick, dann sprach sie:

„Guter Mann, ich bin nicht so unwissend über des Kindes Herkunft, wie es dir scheinen mochte; denn ich weiß, wem es gehört, und wer es hierher brachte!"

„Du?"

„Ja! und wenn du versprechen möchtest bei dem großen Geist, der uns alle gemacht hat, daß du das Geheimnis bewahren willst, so werde ich dir die Mutter des Kindes nennen!"

„Solange das Kind nicht das Kind meines Weibes ist, verspreche ich Stillschweigen über die Sache. Wer sonst des Kindes Mutter ist, kann mir gleichgültig sein. Ich habe es gefunden, und mein ist es als Finderlohn. Nun nenne mir den Namen der Mutter!"

„Wanyana!"

„Du die Mutter?"

„Du sagst es! Es ist das Pfand meiner Liebe zu Kalimera aus Uganda. Kalimera gehört zum Stamme der Häuptlinge Ugandas, welcher der „Stamm des Elefanten" genannt wird. Er ist der jüngste Sohn des verstorbenen Königs von Uganda. Nach seines Vaters Tode erhielt er nicht weit von Unyoro ein weites, fruchtbares Landgebiet mit vielem und schönem Vieh. Als er in unser Land kam, um hier Ochsen und Kühe einzutauschen, sah ich ihn, und wir liebten einander. Aus Furcht vor Unis Zorn floh Kalimera und ließ mich zurück. Als das Kind nun geboren war, brachte ich es hierher, vertraute mich dem weisen Zauberdoktor an und hoffte von seiner Klugheit das Beste. Das übrige weißt du!"

„O Weib unseres Häuptlings! Nie habe ich meine Frau inniger geliebt als gerade jetzt, da jeder Schatten

des Argwohns gegen sie aus meiner Seele gebannt ist. Du aber sei ohne Sorge. Mein Weib liebt dieses Kind, als wäre es ihr eigen Fleisch und Blut, und ich werde darüber wachen! Wenn königliches Blut den Menschen zum König machen kann, so ist Kimyeras Zukunft gesichert, und er wird uns dereinst reichlich vergelten, was wir an ihm tun. Jetzt komm' zu meinem Weibe und erzähle noch einmal deine Geschichte; sie wird sie treu bewahren."

Wanyana erzählte nun, während sie ihr Kind kosend im Arme hielt, noch einmal die kurze Geschichte ihrer Liebe und ließ sich versprechen, daß die braven Töpfersleute mit Liebe und Sorgfalt sich auch fernerhin Kimyeras annehmen wollten.

Von nun an verband innige Freundschaft das Weib Unis mit Muyana und seiner Frau, und fortwährend fand Wanyana einen Vorwand, um das Pflegekind dieser Leute zu besuchen.

Muyanas Reichtum wuchs fortan beständig; denn Wanyana beschenkte ihn unablässig mit schönem Vieh. Als Kimyera herangewachsen war, besaß sein Vater große Herden und schöne Weideplätze, und ihm wurde die Sorge für das Vieh anvertraut; zur Hilfe wurden ihm starke und kühne Jünglinge zur Seite gestellt. Mit diesen nun vergnügte sich Kimyera in mancherlei männlichen Spielen, lernte ringen, den Speer werfen und Pfeil und Bogen geschickt handhaben. Seine Geschwindigkeit war größer als die der Antilope; kein Tier des Feldes konnte ihm entkommen, wenn er es jagte. Sein Mut und seine Kühnheit, die er oftmals in Ausübung seines Amtes bewies, wurden sprichwörtlich im ganzen Lande. Warnte ihn der Ruf eines der Hirten, daß ein wildes Tier in der Nähe sei, so begab er sich sofort in die Gefahr, indem er mit Pfeil und Bogen oder mit seinem Wurfgeschoß

dem Feinde entgegeneilte, und mehr als einmal rettete er seines Vaters Vieh vor dem Feinde.

Sein Übermut verleitete ihn gar oft, ganze Herden durch blühende Kornfelder hindurchzutreiben, und allen Vorstellungen wegen solchen Unfuges begegnete er lachend mit den Worten:

„Das Vieh gehört Wanyana, dem Lieblingsweibe Unis. Das Volk gehört ihr ebenfalls und auch die Felder. Warum also soll Wanyanas Vieh nicht ihr Korn fressen?"

Aus Furcht vor dem Mut und der Stärke des Jünglings ließen die Leute ihn gewähren. Mit der Zeit aber kühlten Unis Gefühle für sein schönes Weib, welches anfing zu altern, ab, und da nun Wanyanas Freiheit auch mehr beschränkt wurde, so konnte sie nicht mehr so oft wie ehedem zu ihrem Sohne gehen. Muyana fühlte Mitleid mit der armen Mutter; deshalb sandte er Kimyera oftmals zu den Weibern des Häuptlings, um Töpfe zu verkaufen, und befahl ihm, stets zu Wanyana zu gehen. Jedesmal, wenn der Knabe von diesen Botengängen heimkehrte, war er reich beschenkt worden mit Leopardenfellen, Krokodilszähnen, Tierklauen, Muscheln und farbigen Hölzern, die er mit Stolz seinen Pflegeeltern zeigte. Oft auch brachte er Geschenke von Wanyana für Muyana und sein Weib mit. Seiner Mutter Gaben häuften sich bei ihm so an, daß er bald in der Lage war, sich durch sie zwei große, schöne Hunde zu erhandeln. Das eine dieser Tiere war kohlschwarz, deshalb nannte er es Msigissa, d. h. Dunkelheit, das andere weiß, wie die Blüte der Baumwollstaude; Kimyera nannte es deshalb Sema Gimbi, d. h. Weißholz. Mit seinen beiden Hunden nun zog Kimyera oftmals weit fort von seiner Heimat und überließ die Sorge für die Herden seinen Untergebenen. Seine Begier, Land und Leute kennen zu lernen, wuchs

je weitere Streifzüge er unternahm, und so kam es, daß er sich immer öfter und stets für längere Zeit von zu Hause entfernte. Wen er unterwegs antraf, befragte er nach Gegenden, die ihm noch unbekannt waren, und die kennen zu lernen es ihn verlangte. So kannte er denn bald wenigstens vom Hörensagen jeden Weg und Steg, Fluß und Bach, Dorf und Stamm der ganzen Umgegend. Vor seinen Pflegeeltern verbarg er sorgfältig all seine Wünsche und Gedanken, die sich in ihm regten und ihn in die weite Welt hinaustrieben. Indessen kam auch ihnen mancherlei zu Ohren über die weiten Wanderungen des Jünglings, was sie mit Besorgnis erfüllte. Ihre Befürchtungen teilten sie Wanyana mit und baten diese, ihren Einfluß auf ihren Sohn geltend zu machen. Sobald sich ihr dazu eine Gelegenheit bot, sprach sie zu ihm:

„Sage mir offen, mein Sohn, welches sind deine Pläne für die Zukunft? Wanderst du, den Spuren des Wildes zu folgen? Gehst du dem Aufgang oder dem Niedergang der Sonne entgegen, wenn du wochenlang deiner Heimat fern bleibst?"

Darauf antwortete Kimyera:

„Zumeist ist es in der Richtung des Sonnenaufgangs, daß ich dem Wilde folge."

„Das ist das Land," sagte Wanyana nachdenklich, „aus welchem vor Jahren dein Vater kam, um hier Vieh zu erhandeln."

„Mein Vater? Und welches ist sein Name?"

„Kalimera."

„Wo lebte er?"

„Das Dorf, von dem er kam, hieß Willemera und liegt nicht weit von Bakka; das ganze, große Land ist Ganda."

„Bakka! O ich kenne die Stadt wohl! Denn meine

Wanderungen haben mich oftmals nach Uganda geführt, weil das Land reich ist an Antilopen, die an den Ufern des Flusses Mylmja grasen. Mehr als eine ist dort meiner Weidmannskunst zum Opfer gefallen?“

„Kaum kann ich es glauben, mein Kind!“ rief Wanyana in Tränen.

„Dennoch ist es wahr, was ich dir sage, meine Mutter!“

„Dann bist du nahe bei Willemera gewesen, und es ist ewig schade, daß du deinen Vater nicht gesehen und gesprochen hast!“

Wenige Tage nach dieser Unterredung zog Kimyera mit seinen beiden Hunden fort aus der Hütte seiner Pflegeeltern und schritt rüstig dem Flusse Mylmja im Lande Uganda entgegen. Sobald er das Wasser durchschritten hatte, kam er in ein Dorf, dessen Bewohner er nach Willemera fragte. Man sagte ihm, daß acht Stunden Wanderung ihn dorthin bringen würden. Am folgenden Tage erreichte er sein Ziel und schloß schnell Freundschaft mit einem der Viehhüter seines Vaters, bei dem er zur Nacht blieb, und der ihm alle seine Fragen über Kalimera auf das eingehendste beantwortete. Nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, was er wissen wollte, zog er wieder heim und erzählte Muyana und seiner Pflegemutter alles, was er gehört hatte. Auch Wanyana kam bald und beschwor ihren Sohn mit Tränen, ihr genauen Bericht zu erstatten.

„In aller Kürze,“ sprach der Jüngling, „habe ich folgendes gehört: Daß Kalimera noch am Leben ist, weiß ich jetzt bestimmt. In seinem Dorfe wohnen viele Leute; auch besitzt er große und schöne Viehherden und eine stattliche Anzahl von Sklaven. Ich habe all diese Nachrichten von einem der ältesten Viehhüter Kalimeras und weiß deshalb, daß sie unbedingt wahr sind.“

„Es ist gut, mein Sohn," sprach Wanyana; dann sich an Muyana wendend, fuhr sie fort:

„Jetzt ist es an der Zeit, eine Entscheidung zu treffen. Uni wird mir mit jedem Tage widerwärtiger. Ich bin in meinem Herzen dem einen Manne, den ich geliebt habe, immer treu geblieben, und nun ich weiß, daß er am Leben ist, treibt es mich zu ihm. Rate du mir, Muyana, was soll ich tun?"

„Wanyana, du weißt, daß ich nicht klug bin, und daß meine Zunge schwer ist. Auch kennst du meine Verhältnisse. Ich habe nur ein Weib, obschon große Viehherden. Die beiden Kühe Namala und Nakoambeh, welche du mir als erstes Geschenk brachtest, habe ich noch, und ihre Milch ist noch immer so süß und reichlich wie sie je gewesen. Laß Kimyera seine Flöte, seine Hunde, seine Speere und seinen Schild zu sich nehmen; Sebarija, mein Hirte, soll ihm folgen, mein Weib soll die Kühe und Felle nehmen, welche zur Jagdbeute Kimyeras gehören, und wir wollen dir folgen, wohin du gehst!"

„Muyana, du bist ein treuer Freund! So laß uns denn forteilen, noch ehe der Morgen dämmert. In Willemera will ich dir zehnfach vergelten, was du hier verläßt. Der Findling ist nun ein starker Mann geworden und endlich hat er den Weg gefunden, der ihn zu seinem Vater und zu seinem Stamme führt."

Wie Wanyana es gesagt hatte, so geschah es. Noch ehe die ersten Strahlen der Sonne am folgenden Tage die Erde beschienen, war sie mit Kimyera, Muyana und seinem Weibe wie dem Sklaven Sebarija auf dem Wege nach Uganda.

Eines Tages ging Kimyera mit Muyana auf die Büffeljagd und nahm auch Sebarija mit, so daß die beiden Frauen allein zurückblieben. Der Büffel, den er jagte,

war ein ungewöhnlich wildes und schnelles Tier; deshalb entfernte Kimyera sich weiter, als es seine Absicht gewesen war, und bald fing der Gedanke an seine Mutter und Muyanas Weib an ihn zu ängstigen; deshalb schickte er Sebarija zurück zu ihnen. Endlich war der Büffel erlegt. Als aber Kimyera mit Muyana an den Platz kamen, von welchem sie am Morgen ausgezogen waren, fanden sie keine Spuren der Weiber oder Sebarijas vor. Tag und Nacht suchten sie; doch alles war vergeblich; endlich gaben sie ihre Bemühungen als erfolglos auf und zogen weiter. Als Kimyera einige Tage darauf wieder auf der Jagd war und sein Wild erlegt hatte, traf er an einem Felsen ein Weib, das trug auf dem Kopfe einen Krug mit Wasser. Kimyera rief ihr zu und bat um einen Labtrunk. Lächelnd gab das Mädchen dem schönen Jüngling zu trinken und erzählte ihm bald von dem Lande Ganda, dessen Tochter sie war, auch von der Königin Naku, in deren Diensten sie stand, und deren Gastfreundschaft weit und breit berühmt war.

„Wird sie auch mich mit Freundlichkeit empfangen?" fragte Kimyera. „Ich komme aus Unyoro und möchte mich im Lande Ganda niederlassen."

„Naku wird dich auch aufnehmen; sie ist gütig gegen alle Fremden; das ist des Landes Sitte. Was aber, Fremdling, ist es, was du in deinem Gurt trägst?"

„Eine Flöte!" entgegnete Kimyera. „Auf ihr ahme ich die Stimmen der Vögel nach, welche mir die lieblichsten scheinen."

Und bei diesen Worten fing er an, dem Mädchen seine Weisen vorzuspielen.

Freudig überrascht von dem Wohllaute seiner Kunst schlug die Zuhörerin in die Hände und rief:

„Naku wird dich mit Freuden aufnehmen, o Fremd-

ling. Folge mir, und komme zu ihr, denn dein Glück ist gemacht."

„Erst muß ich meinen Gefährten aufsuchen," entgegnete Kimyera, „danach komme ich mit ihm zu deiner Königin."

Freudig grüßend schritt er von dannen, indessen das Mädchen in das Dorf lief und dort ihre seltsame Begegnung mit dem schönen Jüngling verkündete. Kimyera suchte seinen väterlichen Freund Muyana auf, fand ihn bald und unterrichtete ihn von allem, was vorgefallen war.

Nachdem die Wanderer sich gewaschen hatten, machten sie sich auf den Weg, um die Königin Naku und Sebuwana, ihren Gatten, zu begrüßen. Naku war auf das Angenehmste überrascht, als sie Kimyera sah, und empfing ihn überaus freundlich, zumal seine gewinnende Art und die Schönheit seines Körpers ihr Herz höher schlagen ließ. Indem sie sich ihrem Gatten zuwandte, sprach sie

„Laß uns diese unsere neuen Gastfreunde freundlich empfangen, denn mir will es scheinen, daß sie einem erlesenen und edlen Stamme angehören; wie käme sonst ein Jüngling zu einer so hohen Gestalt und solch edlem Wuchs wie dieser? Er soll eins unserer schönsten Häuser bewohnen, Bananenwein, Milch und Früchte werden ihm täglich in Fülle gereicht werden, nichts soll ihm mangeln, damit er erkennt, wie gern und freudig wir ihn bei uns aufnehmen.

Was Naku angeordnet hatte, geschah, und Sebuwana selber sah danach, daß alles auf das Sorgsamste bereitet wurde.

„Ist dies dein Instrument, mit welchem du so lieblich zu spielen verstehst?" fragte Naku den Fremden, indem sie auf die Flöte wies, welche er im Gürtel stecken hatte.

„Jawohl, Königin Naku," entgegnete Kimyera, „und

wenn es dir zum Vergnügen gereicht, so laß mich dir meine Kunst zeigen."

Indem er sich auf dem Leopardenfell niederließ, welches für ihn ausgebreitet lag, begann er seiner Flöte die lieblichsten Weisen zu entlocken, die jemals Nakus Ohr getroffen hatten. Unfähig, ein Wort zu sagen, saß die Königin mit fliegendem Atem und halbgeöffneten Lippen und starrte unverwandt auf den Jüngling. Alle Leute, die zuhörten, blickten einander verwundert an, als könnten sie nicht begreifen, was vor ihren Ohren erklang. Naku, als der Spieler geendet hatte, ging leisen Schrittes auf ihn zu, legte sanft ihre Hand auf seine Schulter und sprach:

„Macht und Herrschaft, o Kimyera, steht dir zu! Dem Wohllaut deiner Flöte zu widerstehen, ist unmöglich. So bleibe denn bei uns für ganz und geliebt von mir, Sebuwana und dem ganzen Volke Gandas."

Dann wandte sie sich an Muyana und ließ sich von ihm alles erzählen, was dieser von der Herkunft Kimyeras wußte. In tiefen Gedanken versunken, saß sie hernach noch lange wachen Auges in ihrer Hütte und dachte des Fremden. Am folgenden Tage aber hielt eine wunderbare Scheu sie ab, sich ihren Gästen zu nahen oder dieselben zu sich bescheiden zu lassen. Deshalb trat erst spät am Abend Muyana zu ihr und sprach:

„Sage mir, Königin Naku, ist es Sitte deines Landes, Fremde so freundlich zu empfangen, wie du uns empfangen hast, um sie hernach nicht mehr zu beachten? Oder haben Kimyera und ich dich unwissentlich beleidigt? Mache mich bekannt mit den Gebräuchen im Lande Ganda, oder laß uns fortziehen, wenn unser Anblick dir widerwärtig ist."

„Nein, Muyana," entgegnete die Königin sanft, „habe Geduld, und du wirst mich verstehen lernen."

Darauf ließ sie sich von Muyana in die Hütte Ki-

myeras begleiten, der, verwirrt und erfreut ob der Ehre solches Besuches, ihr eilend entgegentrat und Matten wie Felle ausbreitete, damit sie sich niederließe. Darauf schälte er ihr eine Banane, legte sie auf ein grünes Blatt und reichte sie ihr hin. Naku aß die Frucht, und es dünkte ihr, daß in ganz Uganda bisher kein Baum und Strauch so süße Früchte getragen hatte. Als sie geendet hatte, bot sie Kimyera eine von ihrer Hand zubereitete Banane, und der Jüngling aß sie mit dem Gefühl, daß niemals eine Frucht von gleicher Süßigkeit seine Zunge berührt hatte. Die Königin blickte ihn lächelnd an, und als Kimyera seine Augen aufschlug, fand er eine Fülle unausgesprochener Worte in dem Blick Nakus.

„Höre mir zu, Kimyera," sprach Naku, „und auch du, Muyana, horche auf; denn ich werde wichtige und schwerwiegende Worte zu euch reden. In Ganda ist seit meines Vaters Tode kein König. Sebuwana ist nur dem Namen nach mein Gatte; in Wahrheit ist er nichts mehr als mein erster Ratgeber. Jetzt bin ich alt genug, um selber den zu wählen, der mein Herr und Herr über ganz Ganda sein soll. Mein Herz hat seine Wahl getroffen und Kimyera erkoren!"

Bei diesen Worten kniete Kimyera nieder vor die Sprecherin, und sobald er Herr seiner Gefühle geworden, sprach er:

„Aber, o Naku, hast du auch bedacht, was dein Volk sagen wird, wenn du ihm einen Fremdling zum König gibst? Wird es mir nicht zürnen und nach dem Leben trachten?"

„Nein! Denn du bist der Sohn des Bruders meines Vaters. Und da mein Vater keine männlichen Erben hinterlassen hat, so hat seine Tochter das Recht, sich dem Sohne seines Bruders zu verbinden. Du siehst, Kimyera,

du hast ein gutes Recht auf den Platz dieses Reiches, den ich dir anbiete."

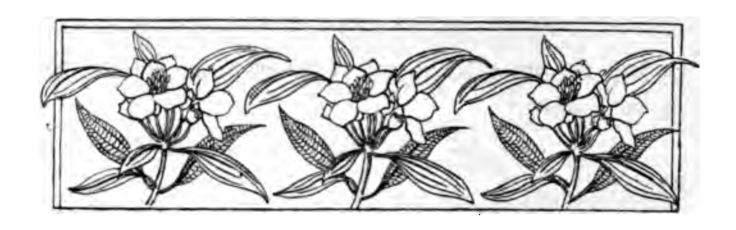
„Was aber soll aus Sebuwana werden?" fragte Kimyera.

„Findet er sich gutwillig in sein Geschick," entgegnete Naku, „so mag er leben, tut er es nicht, so muß er sterben von den Händen meiner Krieger."

Am Nachmittag desselben Tages noch verkündete Naku ihrem Volke, was sie beschlossen hatte, und als Sebuwana die Nachricht hörte, erschrak er heftig; da er aber wohl wußte, was seiner harrte, falls er sich widersetzte, so ging er still und heimlich von dannen nach dem Dorfe, in dem er geboren war und seine Kindheit verlebt hatte, um dort den Tod zu erwarten.

Die Königin Naku aber lebte mit Kimyera, ihrem Gatten, in Glück und Zufriedenheit. Drei Söhnen gab sie das Leben und starb nach der Geburt des dritten. Ganz Uganda beklagte ihren Tod; am meisten aber weinte Kimyera um sie und ließ sich nicht trösten, denn er hatte Naku, die Königin des Landes Ganda von Herzen geliebt.





# Der Gesang des Kindes.

Eine Haosage.

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei gesunde, kräftige Kinder. Darauf bekam sie noch ein drittes; das aber war ein unansehnliches, krankes Knäblein ohne Kopf, ohne Nase, ohne Zähne und ohne Augen. Als die Mutter das Kind voller Entsetzen betrachtet hatte, sprach sie zu ihrem Manne: „Laß uns fortziehen von hier und dies armselige Ding zurücklassen!“ So zogen die Eltern mit ihren beiden gesunden Kindern von dannen. Kaum aber hatten sie ihre Hütte verlassen, als dem armen Kinde Kopf, Hände und Füße wuchsen. Es hatte aber nicht genug Kraft, um denen, die fortgezogen waren, zu folgen. In der Hütte fand es einen Stock, den nahm es und erschlug damit eine Ratte, zog ihr die Haut ab, spannte diese über die Schale einer Affenbrotbaumfrucht und trommelte darauf, indem es sang:

Ich saß ohne Vater, — ich saß!
Ich saß ohne Mutter, — ich saß!
Ich saß ohne Kopf, — ich saß!
Ich saß ohne Glieder, — ich saß!

Während es so sang, kam eine Hyäne vorbei, die lauschte den lieblichen Tönen, trat an die Schwelle und

sprach: „Lehre mich dein Lied, damit auch ich es singen kann!“

Das Kind antwortete: „Gern! Gib du mir aber zuerst Kleid, Hemd, Mütze, Gewehr und Bogen, hernach will ich dich's lehren.“

Die Hyäne gab, was der Knabe von ihr verlangt hatte. Dieser zog alles an und sprach dann zu dem Tiere: „Tritt ein in die Hütte!“ Darauf schloß er die Hyäne ein und ging seines Weges; denn jetzt war er kräftig geworden. Als er wanderte, sang er fortwährend:

Ich saß ohne Vater, — ich saß!
Ich saß ohne Mutter, — ich saß!
Ich saß ohne Kopf, — ich saß!
Ich saß ohne Glieder, — ich saß!

So singend schritt der Knabe richtig den Weg entlang, den seine Mutter gegangen war, weit, weit, weit fort, bis er die fand, die ihn krank und elend verlassen hatten. Weder seine Mutter, noch sein Vater, noch seine Geschwister erkannten ihn. Der Knabe trat zu ihnen in ihre Hütte und setzte sich auf ihre Barese. Dann sang er wiederum sein altes Lied.

Die Leute, die vorbeigingen und ihn hörten, sagten: „Wie schön er singen kann!“

Dann fragten sie ihn:

„Woher kommst du?“

Er aber antwortete ihnen nicht, sondern fuhr fort zu singen:

Ich saß ohne Vater, — ich saß!
Ich saß ohne Mutter, — ich saß!
Ich saß ohne Kopf, — ich saß!
Ich saß ohne Glieder, — ich saß!

Und die Leute, die ihn sahen, sprachen weiter untereinander:

„Er ist ein sehr schöner Mann."

Auch seine Schwester, die ihn nicht kannte, fand ihn sehr schön und sagte: „Er sollte mich heiraten!"

Sein Schwager, der Mann seiner Schwester, nahm ein Huhn, schlachtete es, kochte Ugali und stellte das Essen ins Haus. Darauf ging der Knabe von der Barese ins Haus, setzte sich und begann wieder sein Lied zu singen.

Da schüttelten die Leute draußen den Kopf und sagten:

„Warum singt er diesen Gesang?" Er rief:

„So höret! Meine Mutter hatte zwei Kinder, die gesund waren. Als drittes wurde ich geboren: klein und armselig, ohne Kopf und ohne Glieder. Darauf zog meine Mutter fort und ließ mich zurück."

Als die Leute diese Erzählung gehört hatten, sprachen sie untereinander:

„Wir wollen den Hausherrn fragen, vielleicht weiß er, was diese Rede bedeutet."

Darauf gingen sie aus dem Hause hinaus, und bald folgte ihnen auch der, welcher seinen Eltern bis hierher gefolgt war.

Als die Leute sahen, daß er das Essen, welches man ihm vorgesetzt hatte, nicht anrührte, fragten sie ihn, warum er es nicht äße. Er aber antwortete nur: „Nein!"

Da sprachen jene weiter:

„Weshalb singst du von deiner Mutter, daß sie dich zurückgelassen habe und von dir fortgegangen sei?"

Auch seine Mutter sprach zu ihm und sagte:

„Ich kann den Gesang nicht recht verstehen."

Ihr Mann aber wurde zornig und sprach:

„Du Törin, glaubst du etwa, dies Kind sei das deine?

Ich sage dir, der Mann hier ist ein Lügner, — aber laß uns seinen Gesang noch einmal hören, — vielleicht können wir ihn dann besser verstehen."

Darauf sang der Fremde wieder die sonderbaren Worte:

Ich saß ohne Vater, — ich saß!
Ich saß ohne Mutter, — ich saß!
Ich saß ohne Kopf, — ich saß!
Ich saß ohne Glieder, — ich saß!

„Was du gesungen hast, haben wir nun wohl gehört," sagten die Leute darauf zu ihm, nun sprich zu uns, singe nicht mehr!"

Und jener sprach:

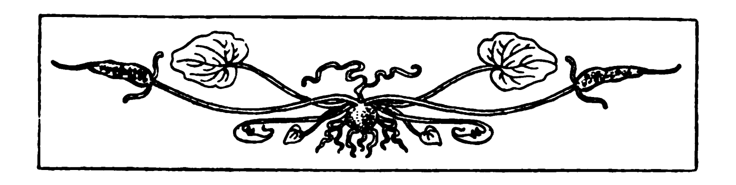
„Diese ist meine Mutter!"

Du, o Mutter, hattest zwei Kindern das Leben gegeben, dann kam ich als drittes. Ihr aber spracht zueinander: „Das ist ein armseliges Geschöpf!" Denn ich hatte keinen Kopf und keine Glieder. Deshalb zogt ihr fort und ließt mich zurück. Als ihr fort wart, wuchsen mir die Glieder, und ich wurde ein Mann. Ich tötete eine Ratte und machte mir aus ihrem Fell eine Trommel. Da kam an die Tür eine Hyäne und hörte mich singen. Sie kam herein und sagte:

„Unterrichte mich!"

„Gib mir erst alles, was man zum Anzug braucht," sprach ich, und als sie das getan hatte, schloß ich sie ein und ging meines Weges. Viele, viele Stunden bin ich gewandert, bis ich hierher kam! Ja, ich bin euer Kind, das ihr verlassen habt!"

Da weinten die Eltern gar sehr vor Freude, und die anderen Leute, welche die Worte mit angehört hatten, lachten und freuten sich mit ihnen.



## Der Häuptling und der Vogel.

Eine Naosage.

Es war einmal ein großer Häuptling, der war sehr mächtig und sehr stolz; denn er vermeinte, alles zu können. Er war auch ein sehr guter und geschickter Vogelfänger und glaubte, in der Kunst des Vogelfangens komme keiner ihm gleich. Eines Tages erschien in seinem Feld ein sehr schöner Vogel; der fraß alle Früchte und sang fortwährend:

„Tsche, Tsche, Tsche, Tsche, Tsche."

Der Häuptling sprach zu seinen Leuten:

„Diesen Vogel müssen wir fangen; denn er frißt mir alle Früchte meines Feldes auf."

Darauf machte er sich mit einer Schar von Männern auf, den Vogel zu jagen.

„Seht den Vogel an," rief der Häuptling, „er ist sehr diebisch und muß durchaus gefangen werden."

Das Tier flog nun vor ihnen her, immer eine kleine Strecke; dann ließ er sich nieder und ruhte, bis seine Verfolger ihm ganz nahe waren.

„Tsche, Tsche, Tsche, Tsche," sang es von neuem und flog weiter.

Weiter und immer weiter verfolgten die Leute das hübsche Tier, bis sie müde waren, und sich ausruhen

mußten; nur einige wenige jagten ihn noch und verloren sich in ein Bambusdickicht. Als der Vogel aus dem Gebüsch wieder herauskam, jagten die anderen Leute ihn auch wieder und gingen verloren wie die ersten. Der Vogel kam wieder: zum dritten, sechsten und zehnten Male, und jedesmal fanden sich Männer, ihn zu verfolgen; aber sie gingen alle verloren, bis zuletzt nur der Häuptling allein noch übrig war. Da kamen die Weiber der verloren gegangenen Männer, klagten den Häuptling an und verlangten, daß er ihnen ihre Männer wiedergebe. So blieb ihm nichts übrig, als sich allein auf die Wanderung zu begeben und nach den Jägern zu suchen. Vor ihm her flog wieder der Vogel, aber er ließ sich nicht fangen. Als der Häuptling in den Bambuswald kam, öffnete der Vogel einen großen Termitenhügel. In diesen ging der Häuptling hinein und fand darin seine Leute.

Der Vogel flog nun hinein und befreite die Männer des Häuptlings; ihn selbst aber behielt er zurück und sprach:

„Du hast gesagt: Ich erliege bei keinem Ding, und alles vermag ich!"

Nun war der gefangen von einem Vogel, der sich einst gebrüstet und für allmächtig gehalten hatte.





## Der Löwe und die Schildkröte.

### Eine Yaosage.

Vier außerordentlich große Elfenbeinzähne, so groß, daß jeder Zahn von zwei Männern getragen werden mußte, lagen bereit als Wettlaufpreis, und man sagte:

„Wohlan, laufet um die Wette, alle Tiere! Wer zuletzt ermüdet, bekommt das Elfenbein."

Da kamen viele Tiere und liefen um die Wette, wurden aber müde und gaben den Wettlauf auf, so daß nur noch der Löwe übrig blieb. Dieser freute sich und sprach:

„Mir gehört der Preis!"

Da erhob sich die Schildkröte und sprach:

„Noch nicht! Wir wollen noch miteinander wettlaufen, damit ich jenes Elfenbein bekomme."

Der Löwe weigerte sich, lachte und sprach:

„Wie? Wirst du wettlaufen können?"

Die Schildkröte entgegnete:

„Du wirst es schon sehen; lauf nur zu!"

Die Schildkröte kletterte unbemerkt auf des Löwen Rücken, und so liefen sie denn, — liefen, liefen und liefen bis der Löwe müde wurde und ausruhen mußte.

Da rief die Schildkröte:

„Ruht nicht aus; sonst bekomme ich die Elfenbeinzähne."

Weiter und weiter lief wiederum der Löwe, bis er ganz und gar ermattet wieder zu den Elfenbeinzähnen kam. Da machte er Halt, drehte sich um und fragte:

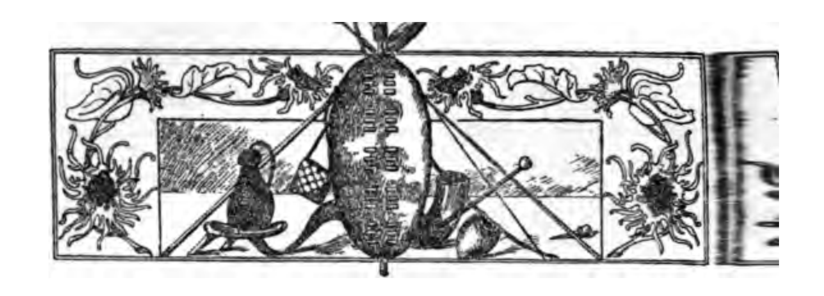
„Schildkröte, wo bist du?"

Die Schildkröte antwortete hinter ihm:

„Ach, ich bin schon lange hier."

Da sah sich der Löwe besiegt und ließ ihr den Preis.





# Klugheit des Hasen.

Yaosage.

Es war einmal ein Mann der hatte eine sehr schöne Tochter, zu der sprach er:

„Koche zehn Körbe voll Essen! Wer es aufißt, soll dich heiraten.“

Sie kochte das Essen.

Da kamen sehr viele Leute, die das Mädchen gern heiraten wollten; aber sobald sie einen Korb voll von dem Essen genossen hatten, waren sie satt und mußten das Unternehmen aufgeben.

Da machte sich der Hase auf den Weg, nahm seine Axt, seine Hacke, einen Schlauch und ein Buschmesser, ein Tuch, Hirse und ein Körbchen. Unterwegs traf er das Ichneumon, welches sagte:

„Zerteile dein Tuch; morgen wird es dir vergolten.“

Da zerriß der Hase das Tuch und gab dem Ichneumon davon.

Als er weiter ging, traf er einen Vogel; der sagte:

„Gib mir Schnecken zu essen; morgen wird es dir vergolten.“

Der Hase suchte und gab dem Vogel Schnecken.

Weiter auf seinem Wege begegneten dem Hasen Termiten, die riefen:

„Schlag uns diese Bambusrohre um; morgen wird es dir vergolten.“

Der Hase nahm sein Buschmesser und fällte die Bambusrohre.

Bald darauf begegnete ihm ein Perlhuhn, das bat:

„Gib mir von deiner Hirse; morgen wird es dir vergolten.“

Der Hase gab ihm alle Hirse, die er hatte. Ein Löwe begegnete dem Hasen, der sprach zu ihm:

„Gib mir eine Antilope; morgen wird es dir vergolten.“

Da stellte der Hase eine Falle auf, fing eine Antilope und gab sie dem Löwen.

Dann traf er den Elefanten. Dieser sagte:

„Haue mir einen Affenbrotbaum um; was morgen geschehen wird, wirst du dann sehen.“

Der Hase tat, wie ihm der Elefant geboten hatte.

Nun kam er in das Dorf, in welchem jenes schöne Mädchen wohnte.

Das Mädchen kochte dem Hasen zehn Körbe voll Essen, stellte sie ihm hin und sprach:

„Jetzt iß!“

Der Hase entgegnete:

„Stelle das Essen ins Haus; denn am Tage kann ich nicht essen.“

Da stellte sie es ins Haus.

Die Sonne ging unter. Der Hase trat nun ins Haus und begann zu essen. Da hörte er klopfen und rief: „Herein,“ und es kam jener Vogel, dem er Schnecken gesucht hatte. Der aß einen Korb voll.

Dann klopfte es wieder, und der Hase rief:

„Herein!"

Da kamen die Termiten, die aßen zwei Körbe vol

Wieder klopfte es; es kam der Löwe, der aß dr Körbe voll.

Als der Elefant kam, aß er, was übrig war.

Das Ichneumon trank den Krug voll Bier.

Die Sonne durchbrach die Wolken, als der Hase au dem Hause heraustrat. Die Leute kamen von allen Seite herausgelaufen, um ihn zu sehen. Er aber holte si Maniok, röstete ihn und sprach:

„Das war ein Stück Arbeit, all die Körbe voll Speise aufzuessen! Jetzt habe ich aber Hunger!"

Und er heiratete jenes schöne Mädchen.





## )arum der Löwe und der Leopard vor dem Hyänenhunde fliehen.

Yaosage.

Ein Hyänenhund bekam vier Junge, und ein Leopard arf drei Junge. Der Hyänenhund ging hin, suchte sich ıe Höhle und legte seine Jungen darein. Da kam der opard und sprach:

„Komm' laß uns unsere Jungen zusammenlegen!"

Der Hyänenhund weigerte sich und sprach:

„Nein; denn du wirst meine Jungen dem Menschen 'raten!

Der Leopard entgegnete:

„Keineswegs! Sondern wenn ich ein Tier greifen rde, dann werde ich es im Maule heimtragen!"

Da gab der Hyänenhund seine Zustimmung. Sie ten ihre Jungen zusammen und gingen aus, um zu zen. Der Hyänenhund fing ein Tier, trug es in die öhle, gab es seinen Jungen und ging wieder fort. Der oparb erbeutete eine Antilope; er versuchte sie zu tragen, rmochte es aber nicht und zog sie daher nur bis zur öhle. Dann ging er wieder fort.

Als nun Menschen vorbeikamen und sahen, daß ı Leopard ein Tier bis zur Höhle geschleppt hatte, achen sie:

„Kommt, wir wollen den Spuren nachgehen!“

Das taten sie denn auch, bis sie die vier jungen Hyänen und die drei Leoparden fanden. Sie schlugen die Jungen und töteten drei Hyänen und zwei Leoparden; darnach gingen sie fort.

Der Hyänenhund kam hinein und sah, daß drei seiner Jungen getötet waren. Danach kam auch der Leopard.

„Du hast Schuld daran,“ schimpfte nun der Hyänenhund, „sieh', was du angestellt hast; meine Kinder hast du den Menschen verraten.

„Keineswegs!“ verteidigte sich der Leopard, „ich habe keine Schuld; ich habe ihnen nichts verraten.“

Da wurde der Hyänenhund zornig und rief alle Tiere zum Gerichte zusammen. Es erschienen dazu der Löwe, der Elefant, das Nashorn, der Büffel und viele andere Tiere.

„Seht an,“ begann der Hyänenhund, „was der Leopard getan hat! Ich suchte mir einen Platz, um meine Jungen unterzubringen; da kam der Leopard, brachte seine Jungen und sprach: Komm', wir wollen sie zusammenlegen. Ich aber weigerte mich und sprach: Lege du deine Jungen wo anders hin, damit du die meinen nicht den Menschen verrätst. Er aber bat und sagte: Ich werde sie nicht verraten, sondern ihnen Essen zutragen. Aber er schleppte ein Tier vor die Höhle, und nun haben die Menschen meine Jungen gefunden und getötet. Er ist schuldig.“

Der Leopard leugnete und sprach:

„Ich bin nicht schuldig. Die Menschen sind zufällig zu der Höhle gekommen. Sagt nun eure Meinung, ihr Weisen!“

Der Löwe fürchtete den Leoparden, deshalb sprach er:

„Er ist nicht schuldig!“

Auch die übrigen fürchteten ihn und schwiegen still.

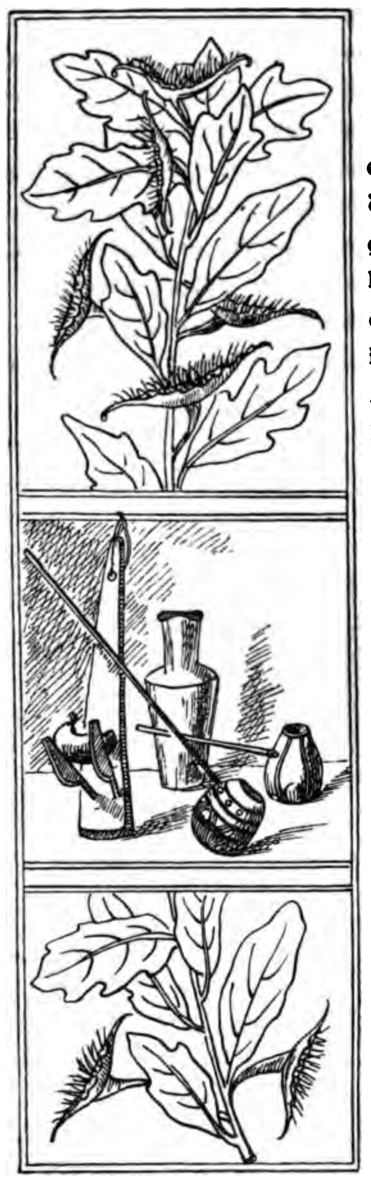
Da stand die Schildkröte auf und sprach:

„Hyänenhund, du hast die Wahrheit gesprochen. Der Leopard ist schuldig. Aber die anderen haben Furcht vor ihm; darum ist ihr Urteil nicht gerecht. Wohlan, geh' deines Weges, Hyänenhund! Aber wenn ihr zusammenkommt, du oder der Löwe und der Hyänenhund, dann wird der Löwe fliehen, und wenn der Leopard mit dem Hyänenhund zusammenkommt, so wird er fliehen und auf die Bäume klettern, sobald er seine Stimme hört."

Darauf ging die Versammlung auseinander.

Mit jenem Tage fliehen der Löwe und der Leopard vor dem Hyänenhunde.





## Ein kluger Richter.

Hottentottenfabel.

Ein Affe suchte sich eines Tages, wie es Art der Affen ist, unter Steingeröll seine Nahrung. Ein besonders großer Block erregte seine Aufmerksamkeit und Begier. In der Hoffnung, unter ihm leckere Insekten zu finden, schob er ihn mit großer Kraftanstrengung zur Seite und hob ihn ein wenig hoch. Statt der erwarteten Insekten fand er unter ihm eine große Schlange, die, böse ob der unerwarteten Störung, ihn wütend anzischte und drohte, den Eindringling zu beißen. So gut es gehen wollte, entschuldigte sich der geängstigte Affe und versicherte, er habe keine Ahnung gehabt, daß der Stein Privateigentum sei. Nie würde er es gewagt haben, ein so gefährliches Wesen wie

die Schlange in irgend einer Weise zu belästigen. Indessen — die Schlange hörte gar nicht auf alles hin, was der arme Affe sagte; sie war gereizt worden und wollte sich rächen. Noch waren die beiden im Vortgefecht, als ein Schakal des Weges kam. Ihn um Schiedsrichter zu ernennen, schien den Streitenden is beste; denn vor des Schakals Weisheit hatten sie oßen Respekt. Aufmerksam hörte er den Klagefall an d erwog im stillen, wie er wohl durch seinen Spruch ier eigenen Abneigung gegen die Schlange gerecht rden könne. Gewogen war er dem Affen freilich auch ht; aber die Schlange fürchtete er. Um den Fall nun 13 gut verstehen zu können, so meinte der schlaue Schakal ließlich, müsse er die Kläger auffordern, sich genau an Plätze zu begeben, die sie inne hatten, als der Streit ing. So ging denn die Schlange zurück zu ihrem Stein, 1 der Affe auf sie wälzte.

„Kannst du, Schlange," fragte dann der Schakal, tzt hervorkriechen, ohne daß dir geholfen wird?"

„Nein," entgegnete die Gefragte.

„Ganz sicher nicht?"

„Nein."

„Nun gut," sagte darauf der Schakal listig grinsend n Affen, „so wollen wir nicht weiter von der Angeenheit reden, sondern sie lieber ruhen lassen; es ist ser so."

Und Schakal und Affe gingen ihres Weges.

## Der Löwe und der Schakal.

Hottentottenfabel.

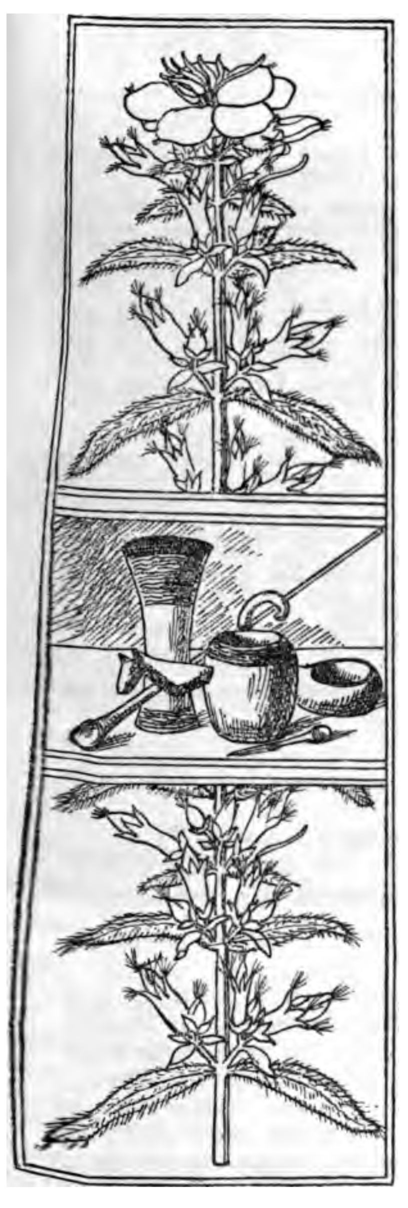
Weil der Schakal dem Löwen manchen bö gespielt hatte, sann dieser darauf, sich an dem zu rächen. Der Schakal, der des Löwen Absic wohl erriet, mied ihn, so gut er konnte. Eir aber trafen sich beide am jähen Abhange eines Felsen; an ein Entkommen war für den Schak denken. Schnell besonnen, lief er eilig die Fels lang, indem er kläglich um Hilfe rief.

„Was ist denn los?“ fragte der Löwe.

„Was los ist? Siehst du denn nicht, daß im Stürzen ist? Er wird dich und mich zermalı du dich nicht sofort gegen ihn stemmst und ihn ich einen Baumstamm geholt habe, um ihn zu

Erschreckt ob der drohenden Gefahr, tat was der Schakal ihm riet. Dieser aber lachte sich der gelungenen List und floh aus der Löwen.





## Die Niederlage des Löwen.

Hottentottenfabel.

Einst waren die wilden Tiere bei dem Löwen versammelt. Als der Löwe eingeschlafen war, gab der Schakal einem kleinen Fuchs den Rat, einen langen Strick von Straußensehnen zu drehen, um mit ihm dem Löwen einen schlechten Streich zu spielen. Willig ging der zu allen Schandtaten stets bereite Fuchs auf den Vorschlag ein und drehte eifrig einen Strick. Diesen befestigte er am Schwanze des schlafenden Löwen und das andere Ende an einem Busch. Als der Löwe erwachte und sah, was geschehen war, wurde er sehr zornig und rief alle Tiere um sich. Sobald sie versammelt waren, sprach er folgende Beschwörungsformel:

„Welches Kind der Liebe seines Vaters und seiner Mutter hat mich festgebunden?“

Da antwortete das Tier, dem die Frage zuerst vorgelegt war:

„Ich Kind der Liebe meines Vaters und meiner Mutter, ich Mutters und Vaters Liebessprößling habe es nicht getan.“

So antworteten nacheinander alle Tiere, an die der Löwe das Wort richtete. Als aber die Reihe zu antworten an den kleinen Fuchs kam, sprach dieser:

„Ich Kind der Liebe meines Vaters und meiner Mutter, ich Mutters und Vaters Liebessprößling habe es getan.“

Da zerriß der Löwe den aus Sehnen geflochtenen Strick und jagte dem Fuchs nach; denn er war sehr zornig. Der Schakal aber rief dem Fliehenden nach:

„Mein Junge, du Sohn der hageren Füchsin, du wirst nimmer ergriffen werden.“

Und in der Tat blieb der Löwe im Laufen zurück und mußte schließlich die Verfolgung des Fuchses aufgeben.

---

## Vom Cakyane-bo Cololo.[27])

Als einst Cakyane spazieren ging, traf er eine Geiß, welche Junge hatte, und sagte zu ihr:

[27]) Im Zulukaffrischen führt das Wiesel den Namen u Cakide; u Cakyane ist die Verkleinerungsform hiervon und bedeutet demnach soviel als „Wieselchen“; bo Cololo ist ein bloßer Ehrentitel; ein weiterer Ehrentitel desselben lautet „u Mahlab indoda iseme“ und bezeichnet einen, „welcher den noch stehenden Mann niedersticht“. Das Tierchen hat diesen Beinamen wegen seiner Gewandtheit und Klugheit, und es spielt im kaffrischen Märchen- und Fabelkranze ungefähr die gleiche Rolle wie Reineke Fuchs im deutschen.

„Mutter, laß mich deine Kinder hüten.“

Die Geiß willigte ein. Am nächsten Tage ging die Geiß aufs Feld; Cakyane blieb mit den Kleinen zu Hause. Da nahm er eins von den Kleinen und kochte es. Als s gar gekocht war, aß er davon und setzte das übrige er Alten vor, indem er sagte:

„Mutter, da ist feiner Braten von einem Wilde. Ich örte von Leuten draußen großen Lärm, worauf ich inauslief und es erlegte.“

Die Geiß aß, und als sie damit fertig war, sagte sie:

„Laß mich meine Kinder sehen.“

Cakyane ging, sie zu holen; brachte aber eins zwei-al, damit die Mutter nicht merkte, daß eins fehlte. So achte es Cakyane jeden Tag, indem er eins nach dem ndern schlachtete und dafür eins der Jungen so oft achte, daß die Alte nichts merkte. Als nur das letzte ch übrig war, hatte er auch mit diesem kein Erbarmen, ndern schlachtete es und setzte es der Alten vor. Sie und fragte nach den Kindern. Cakyane sagte:

„Ich werde sie holen,“ ging hinaus und rief, als er außen war:

„Oho, ho! du hast deine Kinder gegessen statt ildbret.“

Da sprang die Geiß auf und ihm nach. Cakyane f ans Flußufer und fand den Fluß voll Wasser. Auch e Geiß lief dorthin, sah aber von Cakyane nichts mehr, ı sich derselbe inzwischen in einen Stein verwandelt itte. Sie nahm den Stein und rief, indem sie ihn über n Fluß hinüberwarf:

„O höchster Geist, du hast Cakyane gesehen, triff' ı mit diesem Steine.“

Drüben angekommen, verwandelte sich der Stein eder, und Cakyane rief:

„Helele! du hast mich ja prächtig über den Fluß gesetzt! Mich, den Cakyane-bo-Cololo, welchen du kennst!

Cakyane ging nun weiter, bis er an einer Hütte anlangte. Er ging hinein und traf daselbst ein altes Wei an. Dieses redete er an mit den Worten:

„Mütterchen, komm; wir wollen einander kochen!"

Die Alte gab ihre Zustimmung. Hierauf sagte e sobald man Hitze verspüre, möge man rufen:

„Ich bin gar gekocht!"

Bei ihm solle begonnen werden. Die Alte war damit einverstanden, und Cakyane wurde in den Kessel gesetzt und gekocht.

Nach einer Weile rief er:

„So, genug jetzt! ich bin gekocht!"

Die Alte hob den Deckel weg, und Cakyane kam heraus. Dann stieg die Alte hinein. Nach einer Weile rief sie:

„So, nun genug! Ich bin gekocht!"

Aber Cakyane entgegnete:

„Wie kannst du, altes Weib, sagen, daß du schon gekocht seist, da doch ich viel länger im Kessel war als du! Ich bin noch jung, indes du alt bist. Dein Fleisch braucht schon etwas länger zu kochen!"

Sodann legte er neues Holz unter den Kessel. Die Alte jammerte und rief immerfort:

„Ich bin gesotten, ich bin weich gekocht!"

Aber die Antwort war immer:

„Noch nicht genug; — nur Geduld!"

Cakyane mahlte nun Amabele (Kaffernhirse) auf dem Steine, kochte davon einen Brei, nahm denselben, als er fertig gekocht war, heraus und stellte ihn als Gericht für die Söhne des alten Weibes hin, welche noch kommen sollten. Er selbst aß hierauf, nahm den ledernen Rock

von der Alten, in den er sich einhüllte, und stellte sich, als er die Söhne kommen hörte, schlafend. Die Söhne, welche jetzt eintraten, hatten ein Reh bei sich, das sie auf der Jagd erlegt hatten. Cakyane tat, als ob er aufwache, und sagte:

„Bravo, bravo, meine lieben Kindeskinder! Seht, dort habe ich euch ein Essen gerichtet! Laßt es euch schmecken; denn ihr scheint müde und hungrig zu sein!"

Sie aßen alsdann.

Während des Essens sagte der jüngere von den Söhnen:

„Schau' doch einmal dorthin; das scheint die Hand unserer Großmutter zu sein!"

Darauf entgegnete der ältere:

„Schweige; siehst du denn nicht, daß die Alte am Sterben liegt!"

Cakyane aber erwiderte mit verstellter Stimme:

„Hört, diesen undankbaren Menschen!"

Als sie das vernommen, schwiegen beide, aßen und tranken, bis sie satt waren. Da sagte Cakyane:

„O Kinder meines Kindes, richtet mir doch das Reh schön zu, welches ihr mitgebracht habt!"

Während sie dasselbe zubereiteten, ging Cakyane hinaus, warf, als er eine Strecke entfernt war, den Rock auf die Erde und rief:

„Hurra, hurra, ihr habt ja eure Großmutter gegessen!"

Da sprangen beide auf und ihm nach; aber auch Cakyane rannte, so gut er konnte, davon, und verwandelte sich schließlich am Ufer des nächsten Flusses in einen Holzklotz. Die Söhne kamen dorthin und warfen den Klotz über den großen Fluß, indem sie sagten:

„O großer Geist, du kennst Cakyane und weißt, wo

er sich aufhält! Erschlage ihn dort, wo du ihn siehst, mit diesem Klotze. Drüben verwandelte sich Cakyane wieder und rief lachend den Söhnen zu:

„Ei, ihr Herren, ihr habt mich ja prächtig über den Fluß gesetzt!“

Sprach's und ging seines Weges weiter; — jene aber blieben ärgerlich auf der anderen Seite des Flusses zurück.

Cakyane traf im Weitergehen einen Greis, welcher Brot aß. Er nahm es ihm ab und lief davon. Der Alte lief ihm nach und rief:

„Lege mein Brot nieder, Cakyane!“

Der aber hörte nicht, sondern lief weiter, bis er an einen hohlen Baum kam, in welchen er schnell hineinkroch. Gleich darauf kam der Alte auch an und steckte seine Hand in das Loch, den Bösewicht herauszuziehen. Als er ihn so gefaßt hatte, rief Cakyane:

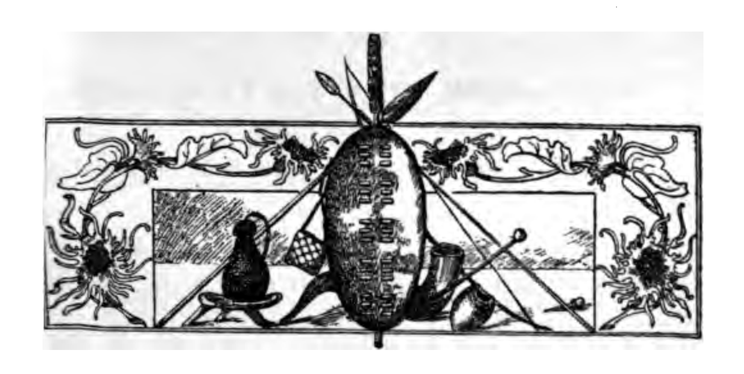
„O Tor, du hast ja die Wurzel des Baumes gefaßt.“

Da ließ der Alte ihn los und faßte die Wurzel des Baumes; Cakyane aber rief:

„Laß mich los, du bringst mich ums Leben!“

Der Alte, hoch erfreut, bemühte sich jetzt, den vermeintlichen Cakyane herauszuziehen. Dieser jedoch aß währenddem das Brot, sprang sodann heraus und lief davon.





# Der Wolkenschmaus.

## Eine Erzählung der Hottentotten.

Einstmals, so erzählt man sich, waren die Hyäne und der Schakal beisammen, als eine große weiße Wolke am Himmel aufzog. Da stieg der Schakal hinauf zu ihr und aß davon, als ob es Fett wäre. Als er gesättigt war, rief er der Hyäne zu:

„Meine Schwester Rechtauf, wenn ich dir von dem Schmause etwas lassen soll, so mußt du mich jetzt hübsch auffangen.“

Die Hyäne fing den Schakal auf, folgte seinem Beispiel, stieg hinauf zu der weißen Wolke und aß von ihr. Als sie satt war, sprach sie:

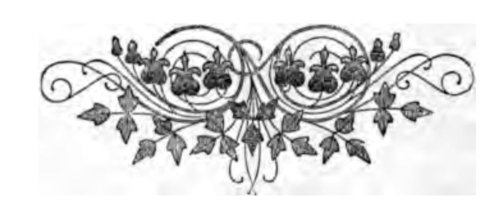
„Mein Bruder fange mich auf.“

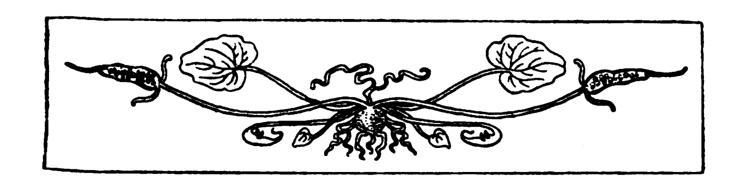
„Gewiß! komm' nur, ich werde dich schon fangen,“ erwiderte der Schakal. Dabei hielt er die Hände auf, und die Hyäne ließ sich von der Wolke hinab, indem sie auf den Schakal zusprang. Als sie ganz nahe gekommen war, rief der Schakal, indem er wie vor Schmerz auf die Seite sprang:

„Verzeih', verzeih' mir! ein Dorn hat mich gestochen, o weh, o weh!“

Da stürzte die Hyäne zur Erde und verletzte sich den Fuß.

„Seit jenem Tage,“ so sagt man, „ist der linke Hinterfuß der Hyäne kürzer als der rechte.“





## Warum der Schakal einen langen, schwarzen Streifen auf dem Rücken hat.

Hottentottenfabel.

Vor langen, langen Jahren kam die Sonne niemals auf die Erde. Das war gerade zu der Zeit, da die Menschen alle im Umzuge waren und keiner Lust und Zeit hatte, sich um etwas anderes als seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Wohl sahen die Menschen die Sonne am Wege sitzen, aber sie eilten achtlos an ihr vorüber. Der Schakal, der hinter dem Menschen herkam und die Sonne auch sitzen sah, ging zu ihr und redete sie an:

„Solch ein hübsches Kindlein lassen die Menschen unbeachtet zurück?“

Mit diesen Worten hob er sie auf und steckte sie in sein Fell, das er auf dem Rücken trug. Bald aber fühlte er einen brennenden Schmerz, fing an sich zu schütteln und rief voller Schmerzen:

„Geh' hinunter, Sonne; du verbrennst mir ja den Rücken!“

Aber die Sonne saß unverrückt fest und brannte einen langen, schwarzen Streifen auf das Fell des Schakals.

## Warum der Hase flieht.

Fabel der Haussaneger.

Der Mond sprach zum Hasen:

„Gehe zu den Menschen und sprich zu ihnen: Der Mond läßt euch sagen, daß er stirbt und wieder lebendig wird, so wie ihr ihn jeden Morgen sterben seht und jeden Abend ihn von neuem begrüßt! Auch ihr sollt sterben, um wieder von neuem zu leben.“

Nachdem er diese Worte vernommen hatte, trabte der Hase davon und erreichte bald die Wohnstätten der Menschen.

„Der Mond läßt euch sagen,“ rief er ihnen zu, „daß er stirbt und wieder lebendig wird, so wie ihr ihn jeden Morgen sterben seht und jeden Abend ihn von neuem begrüßt! Auch ihr sollt sterben!“

Danach eilte er zurück zum Monde, dem er wörtlich berichtete, was er den Menschen gesagt hatte. Der Mond, als er hörte, daß der Hase seine Botschaft nur unvollkommen gegeben hatte, ward sehr zornig, nahm eine Axt und wollte mit ihr den Kopf des Hasen spalten, traf aber nur seine Oberlippe, die noch heute das Zeichen des Streites zwischen Mond und Hasen trägt. Der Hase, wütend gemacht durch den Schmerz, sprang in das Gesicht des Mondes und kratzte es mit seinen scharfen Nägeln. Seitdem sieht man schwarze Streifen in des Mondes Antlitz, die in Wirklichkeit nichts anderes sind als die Schrammen, die der Hase gekratzt hat. Entsetzt über seine eigene Kühnheit, floh der Hase, sobald er sah, was er getan hatte, und durchläuft noch am heutigen Tage fliehend die Welt.

---

# Warum der Feldhase keinen Schwanz hat.

Sage aus dem Namaqualand.

An dem Tage, da die Verteilung der Schwänze unter die Tiere stattfand, war der Himmel mit dicken, schweren Wolken behangen, und es drohte zu regnen. Der Feldhase, der von jeher den Regen sehr fürchtete, wagte sich nicht aus seiner Höhle hervor, sondern bat die anderen Tiere, ihm doch seinen Schwanz mitzubringen. Sie versprachen es zwar, aber in der Aufregung das Tages dachte hernach keines der Tiere an den armen Feldhasen, der sehnsüchtig seines Schwanzes harrte. Schön beschwänzt liefen alle an der Höhle vorüber, wedelten vor Freude mit dem eben erhaltenen Geschenk und hielten es kaum für nötig, sich bei dem Hasen wegen ihrer Wortbrüchigkeit zu entschuldigen. So ist es gekommen, daß der Feldhase nie mit dem Schwanze wedeln kann.





# Bestrafter Undank.

Wolossische Fabel aus Boilats Grammaire de la langue Wolosse.

Einstmals war die Hyäne auf ihren nächtlichen Streifzügen in eine Grube gefallen. Schon in weiter Ferne konnte man ihr klägliches Geheul und ihre Angstrufe hören. Ein Ochse kam gemächlich des Weges gegangen, blieb stehen, horchte und ging den Tönen nach. Als er an die Grube kam, blickte er hinab und erkannte sofort die Hyäne. Gutmütig, wie er und seinesgleichen ist, hätte er ihr gern geholfen; aber er fürchtete die Hyäne; denn er kannte ihren hinterlistigen Charakter. Seine Bedenken teilte er ihr denn auch ganz ehrlich mit. Die Hyäne bat aber weiter, der Ochse solle ihr doch hilfreiche Hand leisten, aus ihrer mißlichen Lage zu entkommen, und fügte hinzu, daß sie gar nicht begreife, wie er denken könne, daß sie ihrem Wohltäter etwas anderes als Gutes erweisen würde! Ja solcher Verdacht kränkte sie so schmerzlich, daß sie in Tränen ausbrach. Der gute Ochse ließ sich denn auch wirklich erweichen, hielt der Hyäne seinen langen Schwanz hin und zog sie an ihm heraus, indem sie sich festklammerte. Kaum aber sah die Hyäne sich außer Gefahr, als sie sich über ihren Retter herwarf, um ihn zu töten. Glücklicherweise kam gerade ein Elefant des Weges gelaufen. Der vernahm, wie der Ochse mit

lauter Stimme der Hyäne ihre Undankbarkeit vorwarf. Schnell trat er hinzu, um Frieden zu stiften.

„Laßt mich hören," redete er die beiden Tiere an, „was der Grund eures Streites ist; ich will ihn schlichten."

Der Ochse berichtete, was vorgefallen war, und die Hyäne bestätigte seine Aussage.

„Der Fall ist schwierig," sagte der Elefant, nachdem er aufmerksam zugehört hatte, „sogar sehr, sehr schwierig! Um gerecht urteilen zu können, wäre es mir erwünscht, daß ihr beide zurückkehrt an den Ort, wo ihr vor Beginn eures Streites wart. Du, Hyäne, springe deshalb wieder in deine Grube."

Die Hyäne tat, wie ihr geheißen war; aber der Ochse zog sie nicht zum zweiten Male heraus, und der Elefant trollte vergnügt seines Weges weiter. So mußte die undankbare Hyäne elendiglich in der Grube verhungern.





# Wie du mir, so ich dir.

**Bullomfabel. Aus Grammar & Vocabulary of the Bullom language von Nylander (1814).**

Der Affe und das Chamäleon machten einst eine Fußtour miteinander. Sie fanden ein Gefäß voll köstlichen Palmweins, und der Affe trank ein gut Teil davon; aber das Chamäleon wagte nicht, davon auch nur zu nippen. Als der Affe sich satt getrunken hatte, setzten beide ihre Wanderung fort. Der Eigentümer des Weines kam bald darauf und fand den Krug zur Hälfte geleert. Empört, so bestohlen zu sein, ging er den frischen Fußspuren nach, um den Dieb zu strafen. Bald hatte er die Reisenden eingeholt und stellte sie zur Rede; beide beteuerten indessen, nicht von dem Weine getrunken zu haben.

„Achte auf unseren Gang," sagte schließlich der Affe; „taumelt einer von uns, so strafe den als den Dieb."

So ließ der Mann beide an sich vorbeigehen. Der Affe schritt ganz gerade und ordentlich einher; aber das Chamäleon schwankte, wie es stets zu tun pflegt.

„Siehst du nun, wer der Weintrinker war?" rief der boshafte Affe.

Da ergriff der Mann das Chamäleon, schlug es und sagte dann:

„Nun geh', aber wisse, ich würde dich töten, wenn

? nicht wüßte, daß ich damit dem braven Affen ein
:id täte!"

Darauf setzten der Affe und das Chamäleon ihre
:ise fort. Bald kamen sie an ein Feld, auf dem die
'enschen Vorbereitungen zum Abbrennen des Grases ge-
offen hatten.

„Laß uns das Feld in Brand stecken," schlug das
hamäleon vor.

„O nein!" wehrte der Affe.

Da nahm das Chamäleon einen Feuerbrand und
leuderte ihn mitten in das Gras hinein; indessen erlosch
e Flamme bald. Die Menschen, denen das Feld und
s Gras gehörte, kamen alsbald herbeigelaufen und
agten das Chamäleon und den Affen, wer den Brand
worfen hatte. Beide beteuerten, sie wüßten nichts
von.

„Schaut nach unseren Händen," rief da das Chamä-
on, „wessen Hände von Rauch schwarz gefärbt sind, der
t den Brand in das Feld geworfen."

Als nun die Leute sich die Hände der Reisenden
gen ließen, fanden sie die des Chamäleons rein und
sig, während die des Affen schwarz waren, wie sie es
ts sind.

„Wer, meint ihr nun," rief das Chamäleon schmun-
nd, „hat das Gras angezündet?" Da ergriffen die
ute den Affen und schlugen ihn halbtot, so daß er be-
ußtlos im nahen Gehölz liegen blieb.

## Hase und Affe.

Woloffenfabel aus Baron Ragers Recherches philosophiques sur la langue Ouvlosse. Paris 1829.

Der Affe warf dem Hasen vor, daß er die unangenehme Angewohnheit habe, sich fortwährend umzusehen. Darauf erwiderte der Hase, das ewige Jucken und Kratzen des Affen sei jedenfalls viel lästiger für andere mit anzusehen, und er könne nicht einsehen, was den Affen berechtige, ihm, dem Hasen Vorwürfe zu machen. Schließlich kamen beide überein, daß sie einen ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, nebeneinander sitzen wollten, und der Affe sollte sich in der ganzen Zeit nicht kratzen, der Hase sich nicht umblicken. Der festgesetzte Tag hatte kaum gegraut, als beide sich an dem bestimmten Platz einfanden. Regungslos hielt der Hase seinen Blick auf die Erde geheftet; ruhig und unbeweglich ruhten die Hände des Affen in seinem Schoß. Stunde um Stunde verrann, und mit Überwindung nur war es beiden noch möglich stille zu sitzen. Es wurde Mittag. Da sagte der Affe, der es vor Pein kaum noch aushalten konnte:

„Als ich im Kriege war, trafen mich die Pfeile der Feinde hier und hier und hier und da und dort," und wohin er mit dem Finger wies, da kratzte er sich schnell. Auch der Hase konnte es schließlich nicht mehr über sich gewinnen, seine Augen auf dem Boden ruhen zu lassen, und so begann er eine Erzählung:

„Als ich im Kriege war," sagte er, „verfolgten mich eines Tages die Feinde. Vor Entsetzen sprang ich bald hierhin, bald dorthin, bald nach rechts, bald nach links." Mit Blitzesschnelle folgten dabei seine Augen, die solange starr vor sich hingeblickt hatten, den Bewegungen seiner Glieder.



## Vom Vogel, der Milch gab.

Kaffernsage, dem Jesuitenpater Torrend nacherzählt.

Es sagte einmal ein Mann zu seinem Weibe:

„Gehe zu hacken aufs Feld!“

Sie ging, hackte und kehrte dann nach Hause zurück. Darauf kam ein Vogel zu dem Platze, der umgehackt war, und sang:

„Schieß empor, Gras, auf diesem Felde!
Schieß empor, Gras, von diesem Vogel!“

Und das Gras kam hervor; es war, als wäre kein Fleckchen auf dem Felde umgehackt worden.

Der Mann kam hin, sah das Gras und fragte darauf sein Weib:

„Wo hast du gehackt?“

Das Weib wies auf den Flecken Land, auf dem es gearbeitet hatte und sprach:

„Hier habe ich gehackt.“

Der Mann entgegnete:

„Du lügst, du hast nicht umgehackt!“ Und er schlug sie mit dem Hackenstiele, daß sie weinte. Sodann rief er:

„Komm’, wir wollen hacken!“

Sie hackten und hackten und gingen endlich nach Hause.

Wieder kam der Vogel und sang:

„Schieß empor, Gras, auf diesem Felde!
Schieß empor, Gras, von diesem Vogel!"

Und ach! — es war, als wäre kein Fleckchen Land umgegraben worden.

Des anderen Morgens kamen der Mann und die Frau und sahen nichts vom umgehackten Platze. Da sagte das Weib:

„Wo ist nun die Arbeit, die wir gestern verrichtet haben?"

Der Mann versetzte:

„O, ich weiß, wie das zugeht, Frau; begrabe mich jetzt im Boden und laß nur allein meine Hand herausragen."

Das Weib tat es und ging heim. Der Vogel kam und pickte hier und dort herum, bis er auf die Hand des Mannes trat, der ihn nun festhielt.

Der Vogel sprach:

„Laß mich los; ich bin ein Vogel, der Milch gibt!"

Der Mann antwortete:

„So gib jetzt Milch, mein lieber Vogel, damit ich mich davon überzeugen kann!"

Und wirklich gab der Vogel ihm saure Milch auf die Hand.

Da nahm der Mann den Vogel mit sich heim und gebot seinem Weibe, einen Milcheimer auszuwaschen und den Vogel hineinzusetzen. Nachdem die Frau getan hatte, was ihr Mann ihr befohlen, füllte der Vogel den Eimer mit Milch. Darüber waren der Mann und die Frau hocherfreut; denn sie waren sehr hungrig und hatten nun vollauf zu essen. Nachdem sie gesättigt waren, gingen sie aufs Feld, um zu arbeiten, und ließen ihre beiden Kinder

daheim. Das ältere der Kinder hieß Ngeneu, das jüngere Notuneu.

Ngeneu sagte:

„Wir wollen zu anderen Kindern gehen und ihnen von dem Vogel erzählen!"

Notuneu erwiderte:

„Unser Vater sagte, er würde uns töten, wenn wir von dem Vogel zu anderen Kindern redeten."

Darauf wurde Ngeneu zornig und rief:

„Schweig, du Lügnerin!"

Notuneu fürchtete ihren Bruder und gab deshalb schließlich seinem Drängen nach. Als Ngeneu nun den anderen Kindern von dem Vogel erzählt hatte, sprachen diese:

„Wir wollen zu dem Vogel gehen!"

Als sie hingekommen waren, nahmen sie ihn aus dem Melkeimer, und Nguneu schrie laut:

„Seht diesen Vogel an, der uns gehört!"

Da sagte der Vogel:

„Wenn ich euch gehöre, so bringe mich in den Kraal hinein."

Der Knabe nahm ihn also mit in den Kraal. Da verlangte der Vogel, auf den Zaun gesetzt zu werden. Als er aber dorthin gebracht war, flog er auf und davon. Notuneu weinte laut und rief:

„Siehst du, nun wird unser Vater uns töten! Sieh' nur, wie er davonfliegt."

Die Kinder, die gekommen waren, den Vogel zu sehen, liefen flugs fort und ließen sich nicht mehr blicken.

Der Vogel sang mit schallender Stimme im Fliegen:

„Ngeneu und Notuneu haben mich herausgelassen!" Und dieselben Worte sang er noch, als er dicht bei dem

Vater der Kinder vorbeikam. Die Mutter hörte es und sprach:

„Das ist dein Vogel; er sagt Ngeneu und Notuneu haben ihn herausgelassen."

Der Mann aber entgegnete:

„Wie kannst du nur so reden! Unsere Kinder würden nie wagen, so gegen meinen Befehl zu handeln."

Darauf gingen sie heim. Dort angelangt, ging die Frau sofort zu dem Melkeimer, schaute hinein und fand richtig keinen Vogel darin. Der Mann rief sofort nach den beiden Kindern, und fragte sie nach dem Verbleib des Tieres. Notuneu sprach:

„Ngeneu hat den Vogel fliegen lassen."

Da brachte der Vater einen Strick und schwor, er wolle die ungeratenen Kinder töten. Diese brachen in Weinen und Klagen aus, und auch ihre Mutter rang verzweifelt die Hände.

„Willst du, Vater des Ngeneu und der Notuneu, wirklich um des Vogels willen deine Kinder töten?" rief sie.

Der Mann aber war nicht zu erweichen, sondern drohte:

„Wenn du so weiter redest, werde ich dich mit ihnen töten!"

Da schwieg sie still und sah, wie ihr Mann den Strick um den Hals seiner Kinder legte und sie an dem Aste eines Baumes aufhängte, der weit über einen tiefen Fluß hinüberragte. Der Strick zerriß jedoch, die Kinder fielen in das Wasser und versanken in der Tiefe, wo sie in Flußgötter verwandelt wurden und dadurch die Gabe erhielten, den Fluß anschwellen zu lassen.

Einst wurde das Land von einem benachbarten feindlichen Stamme überfallen. Die Weiber und Kinder des

Landes waren in großen Schrecken und suchten durch den Fluß zu entkommen. Als sie aber den Fuß ins Wasser gesetzt hatten, schwoll es plötzlich hoch an, und sie konnten nicht weiter laufen. Da riefen sie:

„Ngeneu und Notuneu, laßt uns über das Wasser, damit wir unseren Feinden entrinnen!“

Das Wasser schwand, und sie stiegen in den Fluß hinein. Als aber, während sie halbwegs hindurch waren, auch der Vater, welcher seine Kinder hatte töten wollen, in den Fluß gekommen war, füllten sie denselben wieder mit Wasser an. Da riefen ihm die anderen Männer laut zu:

„Geh' du hinaus zur Strafe dafür, daß du deine Kinder morden wolltest.“

Er ging heraus, und alsbald trocknete der Fluß wieder aus. Die anderen Männer aber gingen sodann durch den Fluß hindurch, während jener Mann allein zurückblieb. Als der Feind ganz nahe war, erhob auch er seine Stimme, indem er sprach:

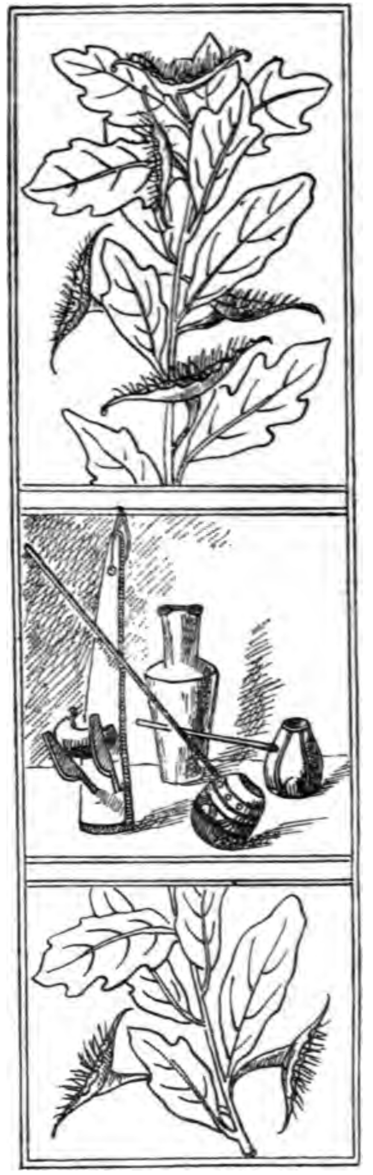
„Ngeneu und Notuneu, macht mir doch auf!“

Die aber sagten:

„Wie? Dir sollten wir aufmachen, nachdem du uns aufgehenkt hast!“

Da brach er in lautes Geschrei aus, und der Feind kam und erschlug ihn. So endete der Mann, welcher der Milch wegen seine Kinder zu ermorden gesucht hatte. Diese aber kamen aus dem Flusse heraus, um ihre Mutter aufzusuchen. Nachdem sie dieselbe gefunden, blieben sie bei ihr, behielten aber immer die Gabe, in die Flußtiefe zu gehen und das Wasser an- und abschwellen zu lassen.





## Die Geschichte von den zwei Frauen.

### Eine Kaffernerzählung.

Es war einmal ein Mann, der zwei Weiber hatte. Die eine Frau hatte keine Kinder, und ihr Mann liebte sie darum weniger als die andere, welche ihm eine Tochter, die sehr schwarz war, geschenkt hatte, außerdem noch verschiedene andere Kinder; aber die waren Krähen. Numbakatali, so hieß die Frau, welche keine Kinder hatte, war meist traurig und niedergeschlagen; gar oft ging sie allein auf das Feld und weinte von Herzensgrund. Einstmals war sie in ihrem Garten und bestellte unter Tränen das Land, als zwei weiße Tauben sich nahe bei ihr niederließen.

Die eine sprach zur anderen:

„Frage doch diese Frau, warum sie weint?“

Da fragte die Taube nach der Ursache ihres Kummers.

Sie erwiderte:

„Ich habe keine Kinder; deshalb liebt mich mein Mann weniger als die andere Frau, die eine Tochter hat und noch andere Kinder, die aber Krähen sind; sie kommen, lachen mich aus und essen mein Korn.“

Die Taube sprach:

„Gehe heim, nimm zwei irdene Töpfe und bringe sie hierher.“

Numbakatali ging und holte die Töpfe.

Darauf pickten die Tauben an den Knien der Frau, bis das Blut aus ihnen floß; dieses fingen sie in den Töpfen auf. Nachdem das Weib den Tauben Korn zum Fressen gegeben hatte, flogen sie davon und Numbakatali trug die Töpfe heim in ihre Hütte und versteckte sie sorgsam in eine Ecke. Von nun an kamen die Tauben täglich, um sich füttern zu lassen, und sagten der Frau jedesmal, sie solle in die Töpfe gucken, um zu sehen, was darin sei. Schließlich, als sie eines Tages wieder nachsah, fand sie zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, und beide waren von wunderbarer Schönheit. Die Frau war hocherfreut; aber sie erzählte niemandem von den Kindern. Als diese nun etwas herangewachsen waren, machte sie ihnen einen hübschen Platz in der Hütte zurecht; dort mußten sie bleiben; denn ihre Mutter wollte sie niemandem zeigen. Stets, wenn sie ausging, befahl sie ihnen, unter keiner Bedingung das Haus zu verlassen. So kam es, daß außer ihr und einer Dienstmagd niemand von dem Vorhandensein der Kinder etwas wußte; denn ihr Mann kam niemals zu ihr. Eines Tages jedoch, als die Kinder ziem-

lich herangewachsen waren und die Frau an den nahen Fluß gegangen war, sprach der Knabe zu dem Mädchen:

„Komm', laß uns gehen und unserer Mutter Wasser tragen helfen.“

Noch hatten sie den Fluß nicht erreicht, als ihnen eine Gesellschaft junger Männer begegnete. Unter ihnen war der Sohn eines mächtigen Häuptlings, der war in das Land gekommen, um sich nach einem hübschen Mädchen umzusehen, das er zum Weibe nehmen würde. Der Name dieses jungen Mannes war Breitbrust; denn er war schön und kräftig gewachsen und hatte eine gewölbte breite Brust, die glänzendes Metall war. Die Männer blieben stehen, als sie die Geschwister kommen sahen, und baten den Knaben um einen Trunk Wasser; aber der Sohn des Häuptlings wollte nur aus des Mädchens Hand das Wasser nehmen; denn ihre Schönheit hatte es ihm angetan; und als sie fortging, paßte er wohl auf, um zu sehen, in welche Hütte sie gehen würde. Dann ging er heim zu seines Vaters Land, um sich von seinem Viehherden die schönsten Tiere zu holen, die er dem Vater des Mädchens zur Morgengabe bot und sprach:

„Gib mir deine Tochter zum Weibe; nimm für sie diese Kühe und Ochsen, die ich von meinen Herden gewählt habe, und wenn du mehr haben willst, so sage es mir.“

Darauf befahl der Mann seiner Tochter, die schwarz war wie Ebenholz, zu kommen, und gab sie dem jungen Freier. Der jedoch sagte:

„Diese ist es nicht, von der ich sprach; das Mädchen, welches ich sah, war heller in der Haut und schöner als diese deine Tochter.“

„Eine andere Tochter habe ich nicht,“ erwiderte der Mann; „denn meine übrigen Kinder sind Krähen.“

Da rief der Mann seine beiden Weiber und befragte sie vor dem Häuptlingssohne, ob sie etwas wüßten von einem wunderbar schönen Mädchen, welches von heller Hautfarbe sei. Die Frauen versicherten, ihnen sei nichts bekannt von einem solchen Mädchen. Aber die Dienstmagd ging hernach im geheimen zu Numbakatalis Manne und sagte ihm die Wahrheit. Gegen Abend ging er daher in die Hütte der Frau, um die er schon lange sich nicht mehr gekümmert hatte, und fand bei ihr die Geschwister, die seine Kinder waren. Am anderen Morgen ließ der Mann eine neue Matte vor die Tür der Hütte legen, gebot seinem Weibe, den Geschwistern und der Dienstmagd sich darauf niederzusetzen und rief den jungen Häuptlingssohn. Kaum sah dieser das Mädchen, so rief er aus:

„Diese ist es, die ich zur Frau begehre."

Darauf blieb er den Tag über dort; aber am Abend ging er wieder heim, holte noch mehr von dem Vieh seiner Herden und gab auch dies noch dem Vater des Mädchens, welches er sehr lieb hatte. Die Frau, deren Tochter so sehr dunkel war, sah, was vor sich ging und war sehr neidisch; denn sie wußte gar wohl, daß ihre Tochter nicht schön war, und daß kein Mann soviel Vieh für sie je zahlen würde als jetzt für das Kind Numbakatalis gegeben wurde. Da sie auf jeden Fall nicht zurückstehen wollte, so tat sie ihr möglichstes, ihre Tochter durch reiche Kleider zu verschönen, immer in der Hoffnung, daß der reiche Freier sie auch zum Weibe nehmen würde. Der Name dieses Mädchens war Malungulaza, d. h. Schwester der Krähen; des anderen Mädchens Name war Mbulukazi, weil sie stets ein Kleid trug, das aus dem weichen Fell des Mbulu gemacht war. Malungulazas Mutter bestürmte ihren Mann mit Bitten, er solle Mbulukazi doch ja nicht ihrem Freier zum Weibe geben, wenn er nicht

auch ihre Tochter heiraten wolle. So kam es, daß der junge Mann schließlich einwilligte und beide Schwestern zu seinen Frauen machte. Ehe sie das Land verließen, bekam jede von ihrem Vater einen Ochsen zum Geschenk; Mbulukazi einen schönen, jungen und Malungulaza ein altes, schwaches Tier. So zogen beide denn mit ihrem Manne, und als sie an ihrem neuen Wohnorte anlangten, gab ihr Mann jeder eine Hütte; Mulungulaza mußte aber mit einer zerbrochenen, alten vorlieb nehmen, während für Mbulukazi eine schöne, neue Hütte gebaut wurde. Malungulaza aber ergrimmte und wurde eifersüchtig und neidisch, so daß sie ihrer Schwester nach dem Leben trachtete. Lange sann sie darüber nach, wie sie es wohl am klügsten anfangen könne, Mbulukazi zu töten, ohne daß der Verdacht auf sie fallen könne. Endlich hatte sie einen Plan sich zurechtgelegt. Sie sprach eines Tages zu ihrer Schwester:

„Ich habe gehört, unser Vater sei sehr krank und man glaube, er werde sterben. Es ist daher nur richtig von uns, zu gehen und ihn noch einmal vor seinem Ende zu sehen."

„Laß uns gehen," sprach Mbulukazi, und beide machten sich auf den Weg. Ihr Pfad führte sie an einem steilen Abhang entlang, an dessen Fuß ein tiefer See war. Malungulaza legte sich dicht an den Rand des Felsens und gab vor, sie sehe etwas ganz Außergewöhnliches in der Tiefe, das sie ihrer Schwester zeigen müsse. Kaum aber hatte diese sich niedergelegt, als Malungulaza schnell aufsprang und sie mit geschicktem Stoß in die Tiefe stieß. Dann kehrte das böse Weib heim zu ihrem Manne und erzählte ihm, Mbulukazi sei noch bei ihrem Vater geblieben.

Am folgenden Tage lief der Ochse der Ermordeten

laut blökend durch das ganze Dorf, blieb schließlich vor der Hütte Malungulazas stehen und stieß mit seinen Hörnern so lange an dem alten, zerbröckelten Bauwerk, bis es einfiel. Das wunderbare Gebaren des Tieres erregte die Aufmerksamkeit der Leute, und sie sprachen untereinander:

„Was will der Ochse uns sagen? So wild hat er sich noch nie gebärdet!"

Als das Vieh nun spornstreichs zu dem See bei dem Felsen lief, gingen die Männer des Dorfes ihm nach und sahen, wie der Ochse schnüffelnd an dem Ufer entlang ging und schließlich in das Wasser sprang, untertauchte und gleich darauf mit dem leblosen Körper Mbulukazis wieder zum Vorschein kam. Sanft legte er sie auf weiches Gras und leckte sie so lange am Gesicht und am Körper, bis sie zu neuem Leben erwachte. Sobald sie kräftig genug war, erzählte sie, was sich begeben hatte.

Als Breitbrust erfuhr, wie schändlich Malungulaza an Mbulukazi gehandelt hatte, ward er sehr zornig und verließ das böse Weib.

„Denn," sprach er, „ich habe dich gar nicht zum Weibe begehrt; nur weil deine Mutter darauf bestand, daß ich dich heiraten solle, habe ich es getan. Nun aber kehre zurück zu deines Vaters Kraal!"

Da zog Malungulaza beschämt von dannen; aber Mbulukazi blieb bis an ihr Lebensende die Hauptfrau ihres Mannes Breitbrust.





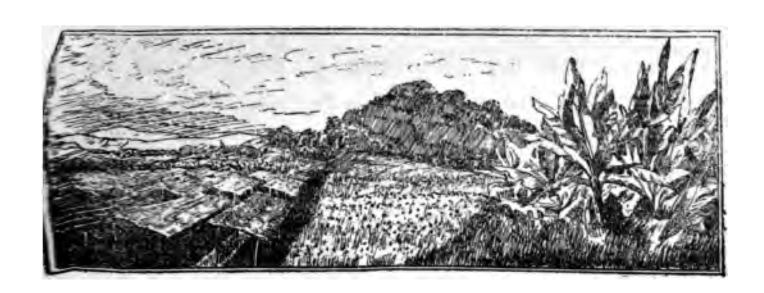
## Der stolze Schmetterling.

Aus Boilats Grammaire de la langue Wolosse. Paris 1858.

Ein wunderschöner Schmetterling umflatterte eine duftende Blume. Da bemerkte er eine häßliche Raupe, die im Staube dahinkroch. Verächtlich rief der Schmetterling ihr zu:

„Wie darfst du es wagen, dich in meiner Nähe sehen zu lassen? Fort mit dir; sieh', ich bin schön und strahlend wie die Sonne, und meine Schwingen tragen mich hoch in die Lüfte, während du auf der Erde herumkriechst. Fort mit dir, wir haben nichts miteinander zu schaffen!"

„Dein Stolz, du bunter Schmetterling, steht dir schlecht an," erwiderte die Raupe ruhig. „All deine Farbenpracht gibt dir nicht das Recht, mich zu verachten. Wir sind und bleiben Verwandte; daher schmähst du dich selber, wenn du mich schmähst. Bist du nicht früher auch eine Raupe gewesen? Und werden nicht deine Kinder Raupen sein wie du und ich?"



## Der Storch und die Kröten.

Bornusche Fabel aus „African Native Litterature." London 1854.

Einst legte eine Störchin ihre Eier in einen hohlen Baum und brütete sie aus. Als die jungen Störche ausgekrochen waren und nach Nahrung schrieen, hatte Frau Storch nichts, um ihren Hunger zu stillen. Endlich entschloß sie sich auf Anraten einer Freundin, einen Versuch zu machen, die Kröten im nahen Sumpfe zu überlisten. Leise legte sie sich vor Tagesanbruch im Sumpfe nieder streckte die Beine von sich, ließ die Flügel schlaff herabhängen, öffnete den Schnabel und schloß die Augen, — ganz, als ob sie tot wäre. Der Tag graute; da hob eine Kröte den Kopf aus dem Wasser hervor und schaute sich um. Schnell tauchte sie wieder unter und rief allen anderen Kröten zu:

„Kommt herbei! Vor unserer Haustür liegt ein toter Körper."

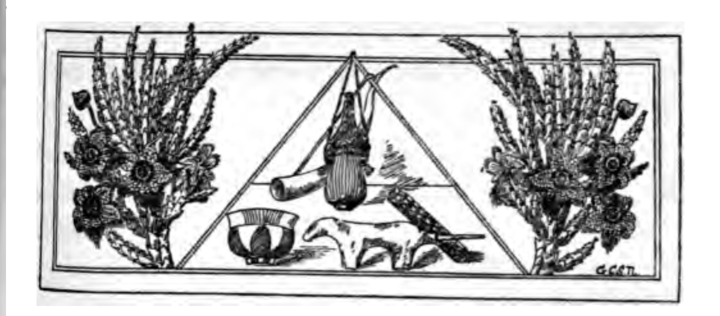
Eine Kröte nach der anderen hob nun den Kopf aus dem Wasser und guckte den Storch an. Dann hielt man Kriegsrat, und auf Anraten ihrer weisen Männer stiegen die Kröten ans Land und begannen, den Storch fortzuschleppen. Dabei sangen sie:

„Schlepp' ihn fort und laß ihn liegen,
Schlepp' ihn fort und laß ihn liegen!"

Der Storch ließ alles ruhig mit sich geschehen. die Kröten ihn eine ziemliche Strecke fortgeschleppt ha ließen sie den Körper liegen und machten sich auf Heimweg. Da aber sprang der Storch mit Blitzesschn auf und eilte ihnen nach. Bald hatte er eine einge und verschluckt, und wenn die anderen auch davonei so schnell sie nur konnten, holte der Storch doch eine der anderen ein und steckte sie in seinen Sack, der unter seinen Flügeln versteckt bei sich trug. Dann eilt nach Hause, vergnügt, Nahrung für seine hungrigen Ki gefunden zu haben.

Seit der Zeit wurden die Kröten plötzlich still, w jemand sich dem Sumpfe nähert, darinnen sie sind; d sie sind bange, der Storch komme wieder.





## Eine Geschichte der Neger von Damaraland.

Es war einmal ein Kind, welches eine Eingui (Art Frucht) hatte. Es zeigte dieselbe seiner Mutter und sprach:

„Mutter, warum sagst du mir nicht, daß ich dir diese Frucht geben soll? Glaubst du, ich würde sie dir nicht lassen?"

Die Frau sprach:

„Mein Kind, gib mir die Frucht," worauf ihr das Kind die Eingui gab und davonlief, indessen die Mutter sie verzehrte. Als das Kind aber wiederkam, sprach es:

„Mutter, gib mir meine Frucht."

Die Frau entgegnete:

„Die Eingui habe ich mir wohl schmecken lassen."

Da weinte das Kind und sprach:

„Warum hast du die Eingui gegessen, die ich von unserem Baume gepflückt habe? Es war meine Eingui!"

Um es zu trösten, gab die Mutter ihm eine Nadel; mit der lief das Mädchen zu seinem Vater. Der war gerade bei der Arbeit, aus Gras und Binsen Streifen zu flechten, wie die Damaramänner sie um ihre Hüften sich schlingen, und zum Flechten brauchte er spitze Dornen Das Kind sprach:

„Vater, warum läßt du dir nicht vor mir diese Nadel geben, statt mit Dornen zu flechten?“

„Mein Kind, gib mir doch die Nadel,“ sprach darauf der Vater. Das Mädchen gab sie ihm und lief davon. Als der Mann mit der Nadel nähte, brach sie entzwei. Als nun das Kind zurückkam, um sie wiederzufordern, sprach er:

„Sie ist zerbrochen!“

Da weinte das Kind und sagte:

„Vater, warum hast du die Nadel zerbrochen, die meine Mutter mir gab, die meine Eingui gegessen hat, die ich mir von unserem Baum gepflückt habe?“

Zum Trost für die zerbrochene Nadel gab der Mann seinem Kinde eine Axt, mit der lief es auf das Feld und traf dort Buben an, die das Vieh hüteten. Die Knaben waren dabei, Honig aus den Bäumen zu nehmen, und da sie nicht hoch genug reichen konnten, sägten sie den Baum um mit einem Steine. Da sprach das Kind:

„Warum bittet ihr mich nicht um meine Axt? Glaubt ihr etwa, ich würde sie euch nicht geben?“

„Gib uns deine Axt!“ baten da die Knaben.

Das Mädchen gab sie ihnen und lief fort. Als es aber zurückkam und die Axt forderte, fand es, daß sie in Stücken war.

Da fing das Mädchen an bitterlich zu weinen und klagte:

„Warum habt ihr meine Axt zerbrochen, die mein Vater mir gab, der meine Nadel zerbrach, die ich von meiner Mutter hatte, die meine Eingui gegessen hat, die ich von unserem Baume für mich gepflückt hatte.“

Um das Mädchen zu trösten, gaben die Knaben ihm von ihrem Honig, mit dem lief es eilends weiter und traf

bald ein kleines, altes Weib, das saß auf einem Stein und aß Insekten:

„Warum bittest du mich nicht um meinen Honig?“ fragte das Kind. „Glaubst du, ich würde ihn dir nicht geben?“

„So gib ihn mir!“ sprach das Weib.

Das Kind tat es und lief davon; bald aber kam es wieder und wollte den Honig zurückhaben; jedoch hatte die alte Frau ihn verzehrt. Da fing das Mädchen wieder an zu klagen und sprach:

„Warum hast du meinen Honig gegessen, den die Knaben mir gegeben haben, die meine Axt zerbrachen, die ich von meinem Vater hatte, der meine Nadel zerbrach, die meine Mutter mir gab, die meine Eingui gegessen hat, die ich von unserem Baume für mich pflückte?“ Das alte Weib gab dem Kinde etwas Negerkorn, das nahm es und lief hin zu den Pfauen, die den Boden scharrten und nach Nahrung suchten. Die Pfauen aßen alles auf, und als das Kind wiederkam und das Korn zurückhaben wollte, war nichts übrig geblieben. Da klagte das Kind:

„Ihr Pfauen, warum habt ihr mein Negerkorn gegessen, das mir das alte Weib gab, welches meinen Honig verzehrt hat, den ich von den Knaben bekommen habe, die meine Axt zerbrochen haben, die mein Vater mir gab, der meine Nadel zerbrach, die ich von meiner Mutter hatte, die meine Eingui gegessen hat, die ich von unserem Baume für mich gepflückt hatte?“

Als die Pfauen das Mädchen so klagen hörten, flogen sie in die Luft und warfen ihm schöne, bunte Federn zu; die nahm es und zeigte sie den Schafhirten, welche gerade ihren Schafen Wolle ausrupften, um sie für ihre Bogen und Pfeile zu brauchen.

„Warum bittet ihr mich nicht um diese Federn?" fragte das Kind dann, „sie sind besser für eure Bogen als die Wolle. Oder glaubt ihr, ich würde sie euch nicht geben?"

„Gib sie uns denn doch!" baten die Hirten.

Das Mädchen gab sie ihnen und lief davon. Als es kam, um die Federn zurückzufordern, waren sie alle zerbrochen.

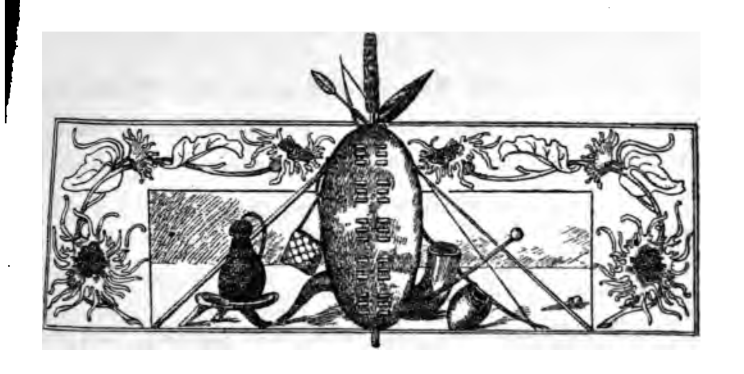
„Warum," schluchzte da das Kind, „habt ihr meine Federn zerbrochen, die ich von den Pfauen bekommen hatte, die mein Negerkorn verzehrt hatten, das ich von dem alten Weibe erhalten hatte, das meinen Honig aß, den mir die Knaben gegeben hatten, die meine Axt zerbrachen, die ein Geschenk war von meinem Vater, der meine Nadel zerbrochen hat, die mir meine Mutter gegeben hat, die meine Eingui gegessen hat, die ich für mich von unserem Baume gepflückt habe?"

Da gaben die Schafhirten dem Kinde süße Milch. Weiter lief es seines Weges und traf einen Hund, der an einem Knochen nagte; dem stellte es die Milch hin und ging fort. Als es wiederkam, hatte der Hund jedes Tröpfchen der Milch getrunken. Da wurde das Kind sehr böse, schalt den Hund und wollte ihn schlagen. Doch der kletterte eilends auf einen Baum, und das Mädchen folgte ihm. Als es oben war, sprang der Hund hinab; doch das Kind wagte nicht zu springen, denn der Baum war sehr hoch. Da rief das Mädchen:

„Mein Hund, so hilf mir doch!" Doch der Hund antwortete:

„Was verfolgst du mich?" und lief davon.





# Eine Erzählung aus Madagaskar.

Einstmals ging Ikotafetsy in den Wald, um dort Laingo zu graben. Als er mit seiner Arbeit fertig war, brachte er die Frucht der schönen Rafotsibe, die sie in eine Schale legte. Darauf ging Ikotafetsy davon, kehrte aber bald wieder in das Haus zurück und fragte:

„Wo ist meine Laingo?"

„Ich habe sie für meine Zähne verbraucht," erwiderte Rafotsibe.

Ikotafetsy wurde darauf sehr böse und schalt die schöne Rafotsibe; diese aber sagte:

„So werde ich dir eine kleine Nadel für deine Laingo geben."

Der Knabe war dessen zufrieden, nahm die Nadel und ging mit ihr zu einem Fischer, dem er sie zeigte.

„Laß uns tauschen!" sprach dieser. „Wenn du mir die Nadel gibst, so werde ich dir einen Fisch geben."

„Wirst du mir den Fisch auch wirklich geben?" fragte der Knabe.

„Ganz bestimmt."

Da tauschten sie, und Ikotafetsy nahm den Fisch zu

einem Holzfäller, der ihm eine Axt dafür bot. Wiederum wurde der Knabe handelseinig mit dem Manne, nahm die Axt und zeigte sie einem Totengräber. Der sprach:

„Gib sie mir; damit ich mit ihr Vieh töten kann zum Schlachten.“

Ikotafetsy willigte ein.

„Doch,“ sagte er, „ich kann nicht zugeben, daß du bei deiner Arbeit meine Axt zerbrichst; es ist die einzige, die ich habe.“

„Wie werde ich sie zerbrechen!“ rief der Totengräber und begab sich an die Arbeit; indessen nach wenigen Minuten schon war die Axt entzwei.

Da sprach Ikotafetsy:

„Du hast meine Axt zerbrochen, und ist es nur gerecht, wenn ich das geschlachtete Vieh behalte.“

Da gab der Totengräber ihm, was er haben wollte. Das Fleisch brachte der Knabe einem alten Manne, der ihm dafür eine Trommel gab. Mit der Trommel lief Ikotafetsy nach dem Markt, und auf dem ganzen Wege trommelte er fortwährend, so daß die Leute stehen blieben und zueinander sagten:

„Seht, seht, was für eine schöne Trommel Ikotafetsy hat!“ Und einer nach dem anderen nahm die Trommel und trommelte. Schließlich ging sie entzwei.

Ikotafetsy aber wurde sehr böse und rief:

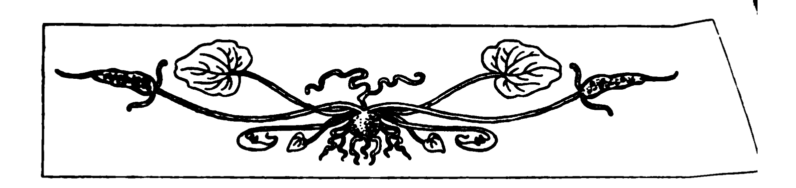
„Als ich mir Laingo im Walde gegraben hatte, nahm Rafotsibe es und gab mir dafür eine Nadel, die gab ich dem Fischer für einen Fisch, den der Holzfäller mir für eine Axt eintauschte, die der Totengräber zerbrach, der mir für sie Fleisch gab; das Fleisch gab ich dem alten Manne, von dem ich diese Trommel bekam. Nun ihr mir

diese zerbrochen habt, seid ihr alle meine Sklaven und müßt mir gehorchen."

Da gingen die Leute zu ihrem König und baten ihn, daß er sie schütze. Doch der König sagte:

„Wenn ihr ihm sein Eigentum zerstört habt, so kann ich euch weder helfen, noch euch schützen. Ihr seid sein."





## Eine Geschichte von der Sierra Leonaküste.

Es war einmal ein Kind, welches nahe bei einem Wasserfall eine Vogelfalle aufstellte. In ihr fing sich ein Vogel, den das Kind mit sich in die Hütte seiner Mutter nahm. Es bat:

„Brate mir doch den Vogel, den ich am Wasserfall gefangen habe, liebe Mutter!“

„Ich will es wohl tun,“ entgegnete diese, „wenn du inzwischen schnell auf das Feld läufst, auf dem meine Hühner sind, und die Raubvögel dort vertreibst.“

Während nun das Kind auf dem Felde war, rupfte und briet die Frau den Vogel und aß ihn schließlich selber auf. Als das Kind wieder nach Hause zurückkam, fragte es nach dem Vogel.

„Den habe ich gegessen,“ sagte die Mutter.

Da weinte das Kind und rief:

„Wie konntest du meinen Vogel essen, den ich bei dem Wasserfalle fing?“

Als es fortfuhr zu klagen und sich gar nicht beruhigen wollte, gab die Frau ihm frischen jungen Mais zur Entschädigung. Den Mais nahm das Kind, legte ihn auf einen Baumstumpf und ging davon. Da kamen weiße Ameisen, die fraßen alles auf. Als das Kind zurückkam und den Mais essen wollte, war kein Korn davon mehr zu finden.

„Weiße Ameisen," rief es, „warum habt ihr meinen Mais gefressen, den ich auf diesen Baumstumpf gelegt hatte? Meine Mutter hatte ihn mir gegeben, weil sie den Vogel gebraten und gegessen hat, den ich nahe bei dem Wasserfall an unserer Hütte gefangen hatte."

Alsbald machten die weißen Ameisen eine irdene Schale für das Kind und gaben ihm die für den Mais. Mit der Schale ging es zum Bach, um Wasser zu schöpfen; aber das schnellfließende Wasser zerbrach die Schale.

„Bach!" rief das Kind, „was zerbrichst du meine Schale, die ich von den Ameisen hatte, die meinen Mais gefressen haben, den ich auf den Baumstumpf gelegt hatte? Den Mais hatte meine Mutter mir gegeben, weil sie den Vogel gebraten und gegessen hat, den ich in meiner Falle gefangen hatte nahe dem Wasserfall bei unser Hütte."

Als das Kind so klagte, gab der Bach ihm einen Fisch. Kaum aber hielt das Kind ihn in der Hand, als ein Habicht aus der Luft herabschoß und ihn in seinen Krallen davontrug.

„Habicht, Habicht," rief das erschrockene Kind, „was nimmst du meinen Fisch, den der Bach mir gab, weil er meine Schale zerbrochen hat, die mir die weißen Ameisen gegeben hatten? Die Ameisen hatten meinen Mais gefressen, den ich auf den Baumstumpf gelegt hatte; den Mais gab mir meine Mutter, nachdem sie meinen Vogel gebraten und gegessen hatte, den ich in meiner Falle fing nahe dem Wasserfalle bei unserer Hütte."

Da warf der Habicht dem Kinde eine Feder zu, die aber trug sofort der Wind davon.

„Wind, gib mir meine Feder zurück!" rief das Kind; „denn der Habicht, der meinen Fisch genommen hat, gab sie mir. Den Fisch hatte der Bach mir gegeben, der

meine Schale zerbrochen hat, die die weißen Ameisen mir geschenkt haben, nachdem sie den Mais gefressen hatten, den ich auf den Baumstumpf legte, nachdem meine Mutter ihn mir gegeben hatte, weil sie den Vogel gegessen hat, den ich in meiner Falle fing nahe dem Wasserfall bei unserer Hütte."

Der Wind trug dem Kinde eine Menge Bohnen zu, die es eilig auffammelte und damit heimgehen wollte. Doch ein Affe kam des Weges, der dachte bei sich: „Bohnen sind ein schöner Schmaus!" trat hinzu, nahm sie und fraß sie auf.

Da rief das Kind weinend:

„Affe, du böser, du hast meine Bohnen mir genommen, die der Wind mir gegeben hatte, weil er die Federn fortgetragen hat, die ein Geschenk des Habichts waren, der meinen Fisch fortnahm, den der Bach mir gab, nachdem er meine Schale zerbrochen hatte, die die Ameisen für mich gearbeitet hatten, weil sie den Mais, den ich auf einen Baumstumpf gelegt hatte, gefressen haben. Den Mais hat meine Mutter mir gegeben; denn sie hat den Vogel gebraten und gegessen, den ich für mich in meiner Falle gefangen hatte nahe dem Wasserfall bei unserer Hütte. Affe, was wirst du mir für meine Bohnen geben?"

„Ich kann dir nichts geben," antwortete dieser; „denn ich habe nichts!"

Da ergriff das Kind den Affen, knebelte ihn und trug ihn so in die Stadt.





# Eine Geschichte der Zulus.

Uxlakanyana ging einstmals zu einer Hochzeit. Nachdem er dort den Tänzen der Mädchen zugesehen und sich an Mshvala gütlich getan hatte, ging er heim. Auf dem Wege kam er an einem Hügel vorbei, auf welchem die köstliche Wurzel Umdiandiane zu finden war; die grub er aus, um sie hernach zu verzehren. Daheim angelangt, gab er sie seiner Mutter mit den Worten:

„Mutter, indessen ich gehe, um unsere Kuh zu melken, koche du mir diese Umdiandiane, die ich auf dem Hügel gegraben habe."

Dann nahm er den Melkeimer und ging davon. Die Mutter machte sich sofort daran, die Wurzel zu kochen, und

als sie gar war und lieblich duftete, sprach sie zu sich selber:

„Ich muß doch sehen, wie das Gericht schmeckt.“ Damit fing sie an, davon zu essen, und aß, bis nichts übrig geblieben war. Als Uxlakanyana heimkam, forderte er die Wurzel. Seine Mutter sprach:

„Ich habe sie gegessen, mein Sohn.“

Er aber bestand dennoch darauf:

„Ich will meine Umdiandiane haben; denn ich habe sie für mich ausgegraben, nachdem ich von dem Hochzeitstanze kam.“

Um ihn zu beschwichtigen, gab seine Mutter ihm einen Milcheimer, den nahm er und lief damit fort. Nicht weit fort traf er Hirtenknaben an, die ihre Kühe melkten. Da sie nichts anderes hatten, so brauchten sie für die Milch zerbrochene Gefäße. Uxlakanyana gab ihnen seinen Eimer und sprach:

„Laßt mich hernach etwas von eurer Milch haben.“

Die Knaben nahmen den Eimer und melkten nun in ihn. Als die Reihe an den letzten zum Melken kam, stieß der aus Versehen den Eimer um, so daß er zerbrach und alle Milch auf die Erde floß, die sie gierig verschlang.

Uxlakanyana rief:

„Was habt ihr meinen Eimer zerbrochen, den meine Mutter mir gab, die meine Umdiandiane gegessen hat, die ich mir gegraben hatte, als ich von der Hochzeit heimging?“

Der Hirtenknabe, der den Eimer umgeworfen und zerbrochen hatte, trat an Uxlakanyana heran, gab ihm seinen Assegai und sprach:

„Hier, nimm diesen Assegai für deinen Eimer.“

Uxlakanyana nahm den Speer und ging davon. Als er an einem Zuckerrohrfelde vorbeikam, sah er dort Knaben,

die sich die Leber eines Ochsen gebraten hatten und sie nun teilten; da sie aber kein Messer hatten, nahmen sie die harte Rinde des Rohres und schnitten das Fleisch damit.

„Nehmt meinen Assegai zum Schneiden," sprach Uxlakanyana, „gebt mir aber auch etwas von der Leber!"

Die Knaben teilten mit dem Assegai die Leber; aber der letzte zerbrach die Waffe. Da wurde Uxlakanyana sehr böse, schalt den ungeschickten Knaben und sprach:

„Warum zerbrichst du meinen Assegai, den mir der Hirte gab, der meinen Melkeimer umstieß, daß er in Stücke ging und die Milch ausfloß? Den Eimer hatte mir meine Mutter gegeben, weil sie die Umdiandiane gegessen hat, die ich für mich ausgegraben hatte, als ich nach der Hochzeit an dem Hügel vorbeikam.

Als Uxlakanyana schalt und schalt und sich gar nicht beruhigen wollte, gaben die Knaben ihm eine Axt für den Assegai. Mit der Axt ging er seiner Wege und traf alsbald einige Weiber, welche Holz zum Feuern holten.

„Womit schneidet ihr denn das Holz?" fragte Uxlakanyana.

„Wir schneiden es nicht," war die Antwort, „wir brechen es; denn wir haben weder eine Axt noch ein Messer."

„So nehmt diese Axt, schneidet euer Holz mit ihr und gebt sie mir dann wieder!"

Die Weiber gebrauchten die Axt, eins nach dem anderen, und als das letzte sie zur Hand nahm, zerbrach sie.

„Ihr habt meine Axt zerbrochen," schalt da Uxlakanyana; „warum habt ihr das getan? Die Axt haben mir die Knaben für meinen Assegai gegeben, den sie zer-

brochen haben, als sie Leber mit ihm schnitten. Den Assegai hatte ich von den Hirten bekommen, die meinen Melkeimer umwarfen, daß die Milch ausfloß und er zerbrach. Meine Mutter hatte ihn mir gegeben, weil sie meine Umdiandiane gegessen hat, die ich mir gegraben hatte, als ich nach der Hochzeit an dem Hügel vorbeikam!"

Als sie ihn so klagen hörten, gaben die Weiber ihm ein buntes Lendentuch, das war aus allerlei Gras geflochten. Uxlakanyana lief damit weiter und traf auf zwei junge Männer, die schliefen im Walde und waren nackend. Er weckte sie und fragte:

„Freunde, habt ihr keine Kleidung?"

Sie antworteten:

„Nein."

„So nehmt dieses," sprach er und gab ihnen sein Tuch.

Sie nahmen es und wickelten sich darein. Doch da es klein war und jeder von ihnen sich damit bedecken wollte, zerrten und rissen sie daran, bis es in Stücke ging.

„Was habt ihr getan," rief Uxlakanyana, „ihr Bösen? Ihr habt mein Tuch zerrissen, das ich von den Weibern bekommen hatte, die beim Holzfällen meine Axt zerbrochen, welche die Knaben mir gegeben hatten, weil sie meinen Assegai zerbrochen haben, den ich von den Hirten bekommen hatte, die meinen Eimer umwarfen, den meine Mutter mir gegeben hat, weil sie die Umdiandiane aufgegessen hat, die ich für mich gegraben habe bei dem Hügel, an dem ich nach der Hochzeit vorbeikam."

Die Männer, welche das Tuch zerrissen hatten, gaben Uxlakanyana einen Schild, der war aus Ochsenhaut gefertigt. Mit diesem Schilde schritt er weiter und begegnete

ei Männern, welche einen Leoparden bekämpften. Da keinen Schild hatten, gab Uxlakanyana ihnen den seinen. e schlugen den Leoparden tot, aber der Handgriff des hildes brach entzwei. Uxlakanyana sah es und wurde ɪr böse. Da gaben die Männer ihm einen Spieß und ıgen davon.

---

## Masewe.

Eine Yaosage.

Es war einmal eine Frau, die hatte keine Kinder. ɪ ging sie zu einem Masewebaum, nahm von ihm zwei üchte, legte sie in einen Topf und deckte ihn vorsichtig . Nach sechs Tagen hob sie den Deckel auf und sah, ß aus den Früchten Kinder geworden waren, die waren ɪr schön. Diese Kinder wuchsen heran und waren bald groß und kräftig, daß sie immer ihrer Mutter folgen ɔllten, wohin diese auch ging. Eines Tages ging sie s, um Wasser zu schöpfen. Als die Kinder sich herzudängten, um sie zu begleiten, verbot sie es ihnen, und ı anderen Tage wie den folgenden wollte sie es ihnen ıch nicht erlauben. Da weinten die Kinder und baten lange, bis die Frau schließlich nachgab und sie mit zu m Wasser nahm. Als sie nun schöpfte, sprach das eine ind:

„Mutter, gib mir jenes Ding, das dort im Wasser ist!"

Die Mutter stieg ins Wasser, fing einen Fisch und :b ihn dem Kinde.

Das Kind aber nahm ihn nicht, sondern sagte:

„Nicht dieses, jenes will ich haben!"

Die Frau stieg wieder in das Wasser und fing ein :rokodil. Das Kind aber rief wieder:

In der dritten Nacht war der Mann nicht mehr sehr weit von seinem Hause entfernt. Der Greif kam wieder auf das Haus geflogen und sprach, wie er vordem gesprochen hatte. Die Kinder fürchteten sich und zeigten ihm die Hunde. Die fraß er auf und flog davon.

Am folgenden Morgen kehrte der Vater heim. Er begrüßte seine Kinder, fand sie aber krank und abgemagert. Deshalb fragte er sie:

„Warum seid ihr so mager geworden, meine Kinder?"

Da berichteten sie, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Der Vater hörte schweigend zu und überlegte, wie er wohl am besten des Greifes habhaft werden könne. Er hatte an der Küste starke Pfeile gekauft und hoffte, mit ihnen den bösen Vogel zu erlegen. Als die Sonne untergegangen war, begab er sich mit seinen Kindern ins Haus, schloß die Türe zu und machte eine Luke in das Grasdach. Es dauerte gar nicht lange, bis der Vogel kam und sich gerade vor der Luke auf dem Dache niederließ.

Er rief die Kinder und fragte:

„Wohin ist euer Vater gegangen?"

Der Vater aber hatte den Kindern befohlen, den Greif wütend zu machen; deshalb antworteten sie:

„Du Taugenichts und Bösewicht, warum läßt du uns nicht in Frieden? Du hast unsere Hühner, Ziegen und Hunde gefressen, heute bekommst du nichts!"

Da wurde der Vogel sehr zornig und rief:

„Wie kommt es, daß ihr mich heute beschimpft? Ich werde kommen und euch selber fressen."

Mit diesen Worten versuchte er, in das Haus einzudringen; aber der Vater nahm geschwind seinen Bogen und seine Pfeile und schoß. Da fiel der Greif blutend zu Boden, und ein zweiter Schuß tötete ihn. Der Vater

ging nun mit seinen Kindern vor die Tür des Hauses, wo der tote Vogel lag; sie rupften ihn und bereiteten ihn zu, daß er gebraten werden konnte. Darauf legten sie das Fleisch an das Feuer, und der Vater sprach zu den Kindern:

„Ich gehe jetzt auf das Feld. Gebt wohl acht, daß das Fleisch gut gebraten ist, wenn ich wiederkomme, und eßt nicht davon, denn ich will es allein essen."

Der Knabe aber spürte Lust, von dem Gericht zu kosten, trat herzu, hob den Deckel von dem Topf auf, in dem das Fleisch war, und wollte eben zulangen, als er eine Stimme hörte, die rief:

„Iß mich nicht, iß mich nicht!"

Da lief der Knabe davon. Bald aber kehrte er zurück, ergriff schnell ein Stück des Fleisches und aß. Da erscholl die Stimme des Fleisches wiederum laut und deutlich, so daß die Schwester des Knaben sie hörte, herzulief und fragte:

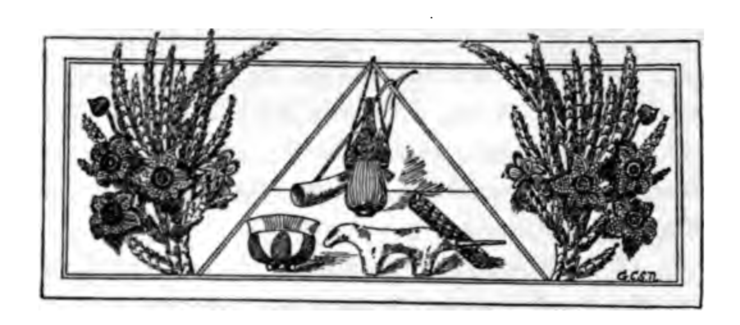
„Warum hast du von dem Fleisch gegessen?"

Ihr Bruder wurde darauf sehr böse und schalt sie und gab ihr allerlei Namen. Da lief das Mädchen auf das Feld zu dem Vater und erzählte ihm alles. Als beide bald darauf nach Hause zurückkehrten, fanden sie den Knaben in einen Büffel verwandelt. Der Vater rief ihm zu:

„Wenn du Säbelantilopen siehst, so folge ihnen nicht; wenn du Elefanten siehst, folge ihnen nicht; wenn du eine Herde Büffel siehst, so folge ihnen!"

Da rannte der Büffel davon und verschwand in dem Walde; der Vater blieb mit der Tochter allein zurück.





## Eine Kaffernkindergeschichte.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Da die Mutter der Kinder aber eine Kannibalin war, so hatte der Vater beide gleich nach ihrer Geburt zu ihrem Großvater geschickt, bei dem lebten sie und wuchsen auf. Als sie nun groß waren, sprachen sie eines Tages zu dem alten Manne:

„Wir sind lange genug hier gewesen; es verlangt uns heimzugehen, um unsere Eltern zu sehen."

Der Großvater antwortete:

„Werdet ihr auch zurückkommen? Ihr wißt doch, daß eure Mutter eine Menschenfresserin ist?"

Die Kinder aber blieben bei ihrem Vorsatz, und so willigte der Großvater schließlich ein und ließ sie ziehen. Doch ehe sie sich auf den Weg machten, warnte er sie noch und sprach:

„Seht zu, daß nur euer Vater um eure Anwesenheit wisse und nicht eure Mutter. Meidet sie!"

Als die Sonne untergegangen war, sagte Kinazinei, der Knabe, zu seiner Schwester:

„Laß uns nun gehen, meine Schwester; denn der Weg ist weit."

Die ganze Nacht über schritten sie rüstig vorwärts und erreichten ihres Vaters Hütte kurz vor Sonnenaufgang. An der Tür der Hütte blieben sie stehen und horchten, ob sie der Mutter Stimme hören würden. Als sie sicher waren, daß nur der Vater daheim war, öffneten sie und traten ein. Kaum sah der Vater seine Kinder, als er vor Entsetzen die Hände zusammenschlug und ausrief:

„O meine Kinder, warum seid ihr hierhergekommen? Wißt ihr denn nicht, daß eure Mutter eine Kannibalin ist? Sie wird euch töten, wenn sie euch hier findet."

Während er noch so redete, hörte man einen gewaltigen Lärm wie das Rollen von Donner; das war das Nahen der Menschenfresserin. Schnell nahm der Mann seine Kinder in einen entlegenen Winkel der Hütte, bedeckte sie mit Fellen und gebot ihnen, sich ganz still zu verhalten. Kaum hatte er sie auf diese Weise sorgfältig versteckt, als die Mutter eintrat; in der einen Hand hielt sie ein Tier, in der anderen den toten Körper eines Mannes. Plötzlich stand sie still, und mit rollenden Augen in dem Raume umherspähend, sprach sie:

„Hier ist etwas, das gut riecht! Ich glaube, meine Kinder sind hier."

Doch der Mann antwortete:

„Du träumst! Wie sollten deine Kinder hierherkommen!"

Sie aber beruhigte sich nicht, sondern ging von Ecke zu Ecke, immer dem Geruche nach. Als sie zu den Fellen kam, hob sie dieselben hoch und fand die Kinder.

„Es tut mir leid um euch, meine Kinder, euch hier zu sehen," sagte sie traurig, „denn mein Gelüst nach Menschenfleisch ist zuzeiten so groß, daß ich meiner eigenen Kinder nicht schonen kann. Ihr hättet nicht herkommen sollen; denn ihr wußtet, daß ich eine Menschenfresserin bin."

Darauf bereitete sie für ihren Mann und die Kinder das Tier zum Essen, für sich aber den toten Mann. Als es nun Abend geworden war, legten sie alle sich schlafen. Der Vater aber nahm die Kinder schnell beiseite und sagte:

„Gebt wohl acht, ihr werdet im Magen eurer Mutter Menschen tanzen, wilde Tiere brüllen und Hunde bellen hören. Dann wisset, daß sie schläft. Steht alsbald leise auf und geht eilends fort; denn wenn sie euch morgen früh sieht, wird sie euch verschlingen."

Es währte denn auch gar nicht lange, so hörten sie einen entsetzlichen Lärm in dem Magen ihrer Mutter, und hurtig standen sie auf und machten sich auf den Rückweg. Um Mitternacht erwachte das Weib und ward sehr zornig, als es fand, daß die Kinder fortgegangen waren. Schnell stand es auf, nahm eine Axt und folgte ihnen. Als die Kinder hinter sich sahen, gewahrten sie mit Schrecken ihre Mutter, die ihnen schon ganz nahe gekommen war. Sie waren zu müde, um schnell rennen zu können, und fürchteten sich sehr. Schließlich sagte der Knabe zu dem Mädchen:

„Vielleicht werden unsere Tränen und Bitten unsere Mutter rühren. Laß uns stehen bleiben und sie erwarten."

Doch das Mädchen erwiderte:

„Sie ist hungrig und wird weder unserer Tränen, noch unserer Bitten achten.

Doch der Knabe beharrte:

„Laß es uns versuchen."

Bald war die Kannibalin ganz nahe gekommen; da fingen die Kinder an, laut zu klagen und um ihr Leben zu flehen. Und wirklich wurde die Frau gerührt davon und kehrte um. Als sie in ihre Hütte trat, ergriff sie

ren Mann, um ihn zu töten und zu essen; denn sie war
hr hungrig. Doch der wehrte sich und rief:

„Ho, ho, wenn du mich tötest, wer ist denn dann
in Mann?"

Da ließ sie ihm das Leben, machte sich aber sofort
if den Weg, um von nun an ihre Kinder zu verfolgen.
ahe bei dem Dorf ihres Großvaters holte sie sie ein
id verschlang beide. Dann ging sie in das Dorf und
rschlang Männer, Frauen und Kinder und schließlich
ich alles Vieh, welches sich vorfand. Gegen Abend
achte sie sich auf den Heimweg. Als sie durch ein tiefes
al kam, sah sie von weitem einen schönen, bunten Vogel,
r wuchs zusehends und war schließlich so groß wie ein
aus. Als die Frau ganz nahe gekommen war, fing der
ogel an mit lauter Stimme zu singen:

„Ich bin der schönste Vogel dieses Tales; warum
mmst du, mich zu stören?"

Während er so sang, kam er langsam schrittweise
äher und nahm schließlich der Frau ihre Axt fort; dabei
ing er immerzu. Die Kannibalin fing an, sich zu fürchten,
nd sprach:

„Vogel, gib mir meine Axt wieder, ich will dein
leisch ja nicht!"

Da riß der Vogel ihr einen Arm aus. Sie schrie
iut auf vor Schmerz und sprach:

„Vogel, gib mir, was mein; gib mir zurück, was du
iir genommen hast; dann will ich weitergehen."

Doch der Vogel schien sie gar nicht zu hören, sondern
ing immer denselben alten Sang:

„Ich bin der schönste Vogel dieses Tales!"

Da rief die Frau wieder mit lauter Stimme:

„Vogel, gib mir wieder, was du mir genommen hast!
ich muß heimgehen zu meinem Mann und für ihn kochen!"

Da riß ihr der Vogel ein Bein aus, daß sie zur Erde fiel. Der Vogel aber sang weiter und weiter die nämlichen Worte. Als die Frau sah, daß ihr Leben in Gefahr war, sann sie auf eine List, um zu entkommen.

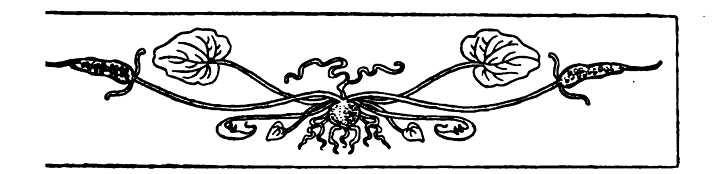
„Vogel,“ sprach sie, „du kannst nicht gut singen. Ich will dich singen lehren, wenn du mir wiedergibst, was mein, und mich gehen läßt.“

Da breitete der Vogel seine Flügel aus und riß ihr mit seinem Schnabel den Magen auf. Aus dem Magen aber kamen hervor alle Leute und alles Vieh, das die Frau in den letzten Tagen verschluckt hatte, und sie selber starb unter großen Schmerzen. Ihre eigenen Kinder kamen auch wieder zum Vorschein, und die anderen Leute machten sie zu Herren des Landes.

„Denn,“ sprachen sie, „durch euch sind wir wieder zum Leben zurückgekommen; ihr habt uns alle gerettet.“

Das Mädchen heiratete einen mächtigen Häuptling und Kinazinei die Tochter eines Häuptlings.





## Warum die Hyäne ein buntes Fell hat.

Haussafabel.

Der Schakal war einst auf Fischfang gegangen und
tte einen großen Vorrat großer und kleiner Fische ge-
ıgen. Davon aß er, bis er gesättigt war; dann sprach
bei sich:

„Wer soll nun all die anderen Fische haben?"

Während er noch über diese Frage nachdachte, kam
e Hyäne des Weges.

„Schau, schau," rief der Schakal, „du kommst gerade
rechten Augenblick, liebe Hyäne! Siehst du all diese
che?" Sie gehören mir, und du kannst nach Herzens-
t davon essen."

Die Hyäne — gierig wie alle ihrer Familie — ließ
ı das gesagt sein und verzehrte in ihrer Gefräßigkeit
n ganzen Vorrat. Das verdroß den Schakal, der ihr
weigend zusah. Inzwischen kam ein Perlhuhn geflogen,
ß sich auf einen nahen Baum nieder und sang mit
ter, aber unmelodischer Stimme:

„Kilkal, Kilkal!"

Die Hyäne hatte eben den letzten Fisch verschluckt, als
des schön gesprenkelten Gefieders des singenden Vogels
chtig wurde.

„Ach, wer doch auch solch herrlich geflecktes Fell
te!" rief sie neidisch. „Schakal, weißt du nicht, wer
e bunten Sprenkel macht?"

„Gewiß! Die mache ich," entgegnete der Gefragte.

„O so schmücke mich," bat sofort die eitle Hyäne.

„I warum denn nicht," lachte der Schakal scheinbar gutmütig. „Nur mußt du mir zu der Arbeit ein scharfes Messer und etwas weiße Erde holen."

Bereitwilligst trabte die Hyäne davon, um alsbald das Geforderte zu bringen. Von dem Zorn des Schakals wegen ihres gierigen Fressens hatte sie keine Ahnung. Sobald sie mit dem Messer und der Erde zurückgekehrt war, gebot ihr der Schakal, vor ihm niederzuknieen. Kaum hatte sie getan, wie ihr geheißen war, als der Schakal mit einer Hand ihren Kopf festhielt, auf ihren Rücken sprang und mit dem Messer tiefe Einschnitte in ihr Fleisch machte. Dabei sang er unaufhörlich:

„Du fraßest meine Fische, Fische, Fische;
ich rudre nun auf deinem Rücken, Rücken, Rücken!"

Endlich gelang es der Hyäne, sich loszureißen und mit ihrem blutgesprenkelten Fell davonzuhumpeln. Der Schakal aber lachte unbändig.





## Sprichwörter der Suaheli.

Haraka, haraka, haina baraka.
Eile bringt keinen Gewinn.

Ulimo hauna mfupa.
Die Zunge hat keine Knochen.

Kipya kinyemi, kigawa kionda.
Eine neue Sache ist gut, selbst wenn sie eine nde ist.

Hakuna msiba asiokuwa mwenziwe.
Es gibt keinen Kummer, der nicht seinen Ge- rten hat.

Angurumapo simba, mteza nani?
Wer kann tanzen, wenn er einen Löwen brüllen hört?

Abadi, abadi; ukambaa watinda jiwe.
Immerfort, immerfort; die Schnur zerschneidet den in. (Steter Tropfen höhlt den Stein.)

Udongo upate uli maji.
Gebrauche deinen Lehm, solange er naß ist. (Schmiede Eisen, so lange es heiß ist.)

Ndovu wawili wakisongana ziumiazo nyika.
Wenn zwei Elefanten miteinander kämpfen, so leidet Gras.

## Sprichwörter der Damara (Ovaherero).

Tyi ri meyo tya kend' eraka.

Was dem Zahn weh tut, schmerzt die Zunge.

Tya rondo ombaze maaty rondo omupindi.

Was den Fuß entlang kriecht, kriecht später das Schienbein hinauf.

Ngue ku tarere kongotue, mu tarera kongutue ngue ku tarere kekoro, mu tarera kekoro.

Sieht jemand dich von hinten an, sieh' ihn auch von hinten an. Sieht dich jemand von vorne an, sieh' ihn auch von vorne an.

Otyingundi tyi enda ku matyi orerua.

Ein Armer geht hin, wo ihm zugelächelt wird.

Ouye otyirunduruka onya yohorongo.

Die Welt ist veränderlich wie das Horn des Kuduu. (Das Horn des Kuduu ist im Ansatz glatt, hernach gebogen und gedreht.)

---

## Sprichwörter der Herero.

Ache ngu mave hungire mae yaruka muo oveni.

Was man sagt, fällt auf einen selber zurück.

Eyova kombanda, nozondunge moukoto.

Dumm nach außen, klug nach innen.

Ve se ve hungire ete; nanga ve tu hungire outuku nomutenya, ka pe nokupohoka otyihongo.

Laßt Menschen reden; wenn sie auch Tag und Nacht von uns reden, so bricht deshalb doch kein Geschwür auf.

---

